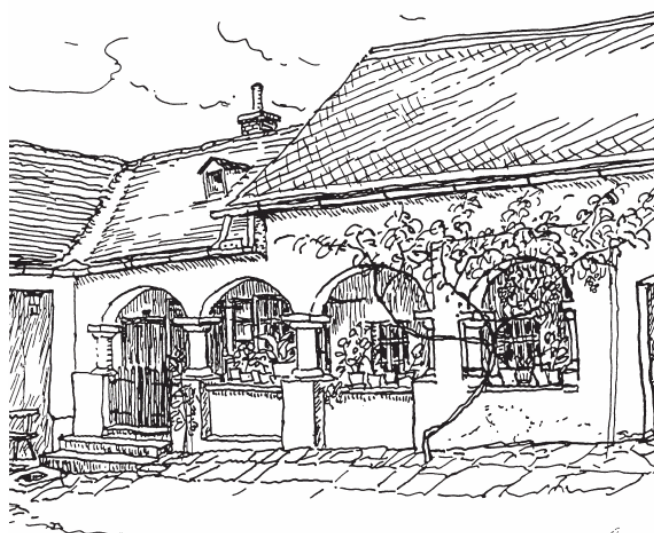




OBERSCHÜTZER MUSEUMSBLÄTTER

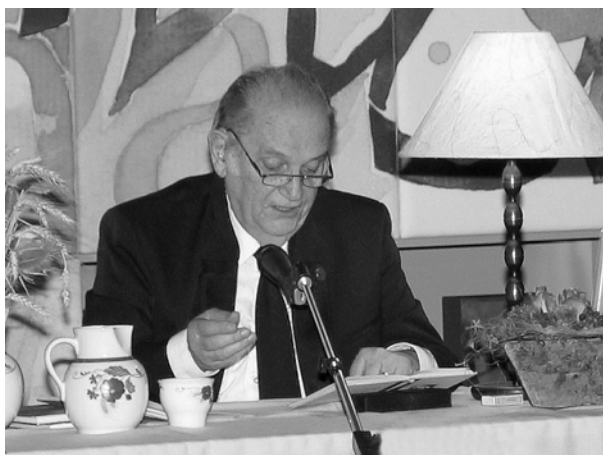
MUSEUMSVEREIN OBERSCHÜTZEN



Folge
4
2007

Die evangelische Pfarrgemeinde
zwischen den Kriegen

OSR Hans Neubauer zum 80. Geburtstag



Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von
im Copy-Center Ing. Schnalzer, Oberwart



Vorwort des Herausgebers

Liebe Leserinnen und Leser!

Die Beiträge der vierten Ausgabe der „Oberschützer Museumsblätter“ stehen im Wesentlichen im Zusammenhang mit Veranstaltungen der beiden vergangenen Jahre. Der ausführliche Aufsatz „**Die Evangelische Pfarrgemeinde zwischen den Kriegen**“ von Univ.Prof. Dr. Gustav Reingrabner bietet eine Ergänzung zum Symposium „Oberschützen zwischen den Kriegen“. Edith Schedl, die Herausgeberin der Lebenserinnerungen von Johann Georg Bruckner (Siehe Museumsblätter, Folge 3!) berichtet über eine **Reise nach Kesmark**, die sie im April 2006 zusammen mit ihrem Mann auf den Spuren Bruckners unternommen hat. Der Artikel von OStR. Prof. Wolfgang Salzer bietet eine eingehende Würdigung des literarischen Werkes von **OSR Hans Neubauer** zu dessen 80. Geburtstag. Sozusagen als Vorspann dazu gibt Univ. Dr. Reingrabner eine kurze Einführung in die literarischen Bestrebungen in Oberschützen vom 19. Jh. an. Die Obfrau unseres Vereins, Frau Mag. Gerlinde Bauer, gedenkt schließlich des **10. Todestages von OStR. Prof. Franz Simon**.

Die vorliegende Ausgabe der Museumsblätter ist Herrn **Präs. ÖkR. Reinhold Polster** zu dessen **85. Geburtstag** gewidmet. Seinem unermüdlichen Wirken ist es ja zu verdanken, dass für den großen Reformator und Schulgründer Pfarrer Gottlieb August Wimmer ein eigenes Museum entstehen konnte und aus einer lange gehegten Idee im Jahre 2003 endlich Wirklichkeit wurde. Nicht zuletzt hat er auch bedeutende Ausstellungsstücke zur Verfügung gestellt. Wir danken ihm an dieser Stelle für seine Beharrlichkeit, seine ständige Ermutigung und sein nach wie vor großes Interesse am Leben des Museumsvereins und wünschen ihm noch gute Jahre unter Gottes Segen.

Allen Autoren danken wir herzlich für ihre Beiträge.

Ihnen als Leser wünschen wir eine anregende Lektüre und hoffen, dass Sie an unseren Veranstaltungen und Veröffentlichungen auch weiterhin Interesse zeigen.

Museumsverein Oberschützen

Copyright:

Museumsverein Oberschützen

Hauptstraße 25

A-7432 Oberschützen

Tel.: 0699/ 107 03 921

Fax: 03353/ 6160

<http://museum.hausdervolkskultur.com>

e-mail: info.museum@hausdervolkskultur.com

Öffnungszeiten: März bis November

Mittwoch: 14-17 Uhr

Jeden 1. und 3. Samstag im Monat: 14-16 Uhr

Sonst gegen Voranmeldung

(0699/ 107 03 921 oder per e-mail)

Inhaltsverzeichnis

Gustav Reingrabner

Die Evangelische Pfarrgemeinde Oberschützen zwischen den Kriegen.....3

Edith Schedl

Eine Reise nach Kesmark.....22

Gustav Reingrabner

Literatur in Oberschützen – Eine bescheidene Hinführung31

Wolfgang Salzer

Einführung in das literarische Werk Hans Neubauers35

Gerlinde Bauer

Franz Simon (1909 – 1997).....59

Autorenverzeichnis

Die Evangelische Pfarrgemeinde Oberschützen zwischen den Kriegen

Die Pfarrgemeinde vor dem Ersten Weltkrieg

Die Evangelische Pfarrgemeinde A.B. Oberschützen hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehr als hundert Jahre Geschichte hinter sich, in denen sich die Strukturen der Gemeinde, aber auch das kirchliche Leben nach verschiedenen Richtungen hin konsolidiert hatten. Und in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts konnten weitere Schritte im Blick auf den Ausbau der äußeren Gegebenheiten getan werden, wie etwa die Errichtung des neuen großen Schulgebäudes im Jahre 1911, nachdem vorher schon das neue Internatsgebäude gebaut worden war. Dazu kam die offizielle Anerkennung der Oberschützer Höheren Schulen durch den ungarischen Staat, was ihre wirtschaftliche Grundlage ein ganzes Stück weit abzusichern half. Die Organisation der Gemeinde mit ihren Tochtergemeinden entsprach den Bestimmungen der im Jahr 1893 in Kraft gesetzten Verfassung der Evangelischen Kirche Ungarns und half, die etwas komplizierten rechtlichen Verhältnisse in geordneten Bahnen zu halten. Mit dem seit 1876 in Oberschützen wirkenden **Pfarrer Julius von Stettner**, der seit 1881 auch Senior des Obereisenburger Evangelischen Seniorats war, war ein Geistlicher in der Gemeinde tätig, der weit über ihre Grenzen hinaus prägend und bestimmend wirkte, aber auch in der Gemeinde nach vielen Richtungen hin für eine gedeihliche Entwicklung sorgte. Man hat seine Persönlichkeit folgendermaßen beschrieben: *„Er war ein durch gediegenes Wissen und praktische Bildung ausgezeichnete Theologe, zugleich auch eminent praktisch begabt und parlamentarisch veranlagt (was vermutlich bedeutete, dass er fähig war, Gremien und Organisationsformen zu leiten), hatte ein überaus treues Gedächtnis, ein edles, goldenes Herz und war ein Meister des Wortes, wie selten einer. Was er predigte, hat er seiner Gemeinde vorgelebt; er war wirklich Pfarrer mit der Macht seiner Persönlichkeit, Seelsorge war die Krone seines Wirkens. Natürlich musste er durch das Feuer der Trübsal, aber er ist darinnen getröstet worden und konnte daher auch andere trösten. Er hinterließ seinem Nachfolger eine Gemeinde, von der man sagen konnte, dass in ihr alles ehrbar und ordentlich zugeht.“* (Karl Fiedler)

Und diese Gemeinde war mit ihren Filialen und Schulen eine der größeren in Westungarn (wenn von den Stadtgemeinden abgesehen wird). Im Jahr 1909/10 gab es in der Tochtergemeinde Aschau 402, in der in Mariasdorf 232, in Schmiedrait 314, in Tauchen 190, in Weinberg 120, in der Tochtergemeinde Willersdorf 546 Evangelische, Jormannsdorf (mit Tatzmannsdorf) etwa 325, zu denen noch die 1150 Evangelischen in der Muttergemeinde Oberschützen kamen. Gegenüber dem Jahr 1886 war die Zahl an Gemeindegliedern noch angestiegen, wobei sich freilich innerhalb der Pfarrgemeinde Verschiebungen ergeben hatten, die Muttergemeinde hatte deutlich zugenommen (um 108 Gemeindeglieder), Willersdorf war deutlich größer geworden (um 90 Personen), ebenso Schmiedrait (um 89), Mariasdorf, Weinberg und Aschau nur wenig (um 17 beziehungsweise 9 und 15 Personen), hingegen war Jormannsdorf gleich geblieben, Tauchen hatte um 19 Personen abgenommen. Im Vergleich zu den Jahrzehnten vor 1880 war das Anwachsen der Gemeinde gebremst worden, weil es nach wie vor eine deutliche Abwanderung (nicht nur nach Amerika) aus den Orten der Pfarrgemeinde gegeben hat.

Neben den beiden höheren Schulen (Gymnasium und Lehrerbildungsanstalt) gab es in beinahe jeder Teilgemeinde eine Volksschule, die – wie damals üblich – von vielen Schülern besucht wurden. Im Jahre 1909/1910 wurden an Schülern verzeichnet: Oberschützen 96 Buben und 85 Mädchen zwischen 6 und 12 Jahren, dazu 14 Burschen und 12 Mädchen in der Wiederholungsschule (7. und 8. Schuljahr), Willersdorf 47 Buben, 36 Mädchen, dazu 14 und

11 in der Wiederholungsschule, Weinberg 10 Buben, 6 Mädchen, keine Wiederholungsschule, Schmiedrait 22 Buben, 25 Mädchen, dazu 3 und 4 Wiederholungsschüler, Aschau 46 Buben und 29 Mädchen, dazu 6 und 5 Wiederholungsschüler, Tauchen 22 Buben und 18 Mädchen, dazu 3 und 7 Wiederholungsschüler, Mariasdorf 13 Buben und 26 Mädchen, sowie 4 Burschen in der Wiederholungsschule. Die Tatzmannsdorfer und Jormannsdorfer besuchten die Schule in Oberschützen, wofür die Gemeinden seit 1881 (also der Anstellung eines dritten Lehrers in Oberschützen) dorthin Beiträge zu leisten hatten. Die Statistik zeigt auch, dass die Zahl der Schüler in Weinberg stark abgesunken war, und tatsächlich wurde bald darauf, nämlich im Jahr 1912, die Schule aufgelöst.

Die nach langen Auseinandersetzungen erfolgte Organisation der Gemeinde unterschied nun zwischen dem Eigentum der Kirchen- oder Pfarrgemeinde, dem der Muttergemeinde, zu dem auch die Schulanstalten gehörten, und dem der einzelnen Filialgemeinden. Ein Convent, in dem alle diese Gemeinden vertreten waren, regelte die gemeinsamen Angelegenheiten, für die Schulanstalten bestand die (weitere und die engere) Schulverwaltungskommission, für die Angelegenheiten der Oberschützer Volksschule trafen die Vorsteher aus der Muttergemeinde mit jenen aus Jormannsdorf zusammen. Ansonsten gab es nach wie vor die Vorsteherconvente in den einzelnen Gemeinden, entsprechend den vom Distrikt beziehungsweise durch die Kirchenverfassung von 1893 vorgeschriebenen Bestimmungen wurde ein Kircheninspektor gewählt, der für die ganze Kirchengemeinde zuständig war.

Vieles von dem, das als „ordentlich und ehrbar“ angesehen wurde, war nur äußerlich so, und in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg setzte eine starke Ermüdung in den Lebensäußerungen der Gemeinde ein. Das kann sogar an dem nicht unbeträchtlichen Absinken des Gottesdienstbesuches erkannt werden. Auch aus den Protokollen der Vorsteherconvente ist zu erkennen, dass die Beteiligung an den Sitzungen geringer wurde. Und die vordem streng gehandhabten Formen der Kirchenzucht wurden lockerer, beziehungsweise konnten nicht mehr lückenlos durchgesetzt werden. Es waren all das Erscheinungen, denen man sichtlich mit den herkömmlichen Mitteln (Auforderungen an die Vorsteher, für besseren Kirchenbesuch zu sorgen, Kanzelvermahnungen und Verhängen von Bußgeldern) nicht mehr fertig wurde. Man versuchte auch, dem Gemeindeleben durch besondere Veranstaltungen neue Akzente zu verleihen, doch scheint das – abgesehen von punktuellen Erfolgen – auf die allgemeine Situation nur geringe Auswirkungen gehabt zu haben.

Im Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg brachte nicht erst durch seine Folgen tiefe Einschnitte in das Leben und die Existenz der Gemeinde. Im Convent vom 2. August 1914 wurde noch festgestellt, dass dem bischöflichem Erlass aus Anlass der Ermordung des Thronfolgerpaares, der die Trauerbeflaggung, das Ausläuten und das Gedächtnis des „erschütternden Ereignisses auch im öffentlichen Gottesdienste“ vorsah, „in jeder Hinsicht entsprochen wurde“. Wie sehr die Gemeinde dadurch und durch die damit verbundenen Schritte erschüttert wurde, ahnte man damals noch nicht.

Die Tatsache, dass eine ganze Reihe von Gemeindegliedern zur Leistung des Kriegsdienstes einberufen wurde und nicht so bald, wie es erwartet wurde, wiederkamen, kann sogar an der Zahl der Taufen abgelesen werden. Im Jahr 1911 wurden in der Pfarrgemeinde 84 Kinder getauft, 1912 waren es 61, im Jahr 1916 aber nur 35. Die Zahl der Kriegstoten aus der Gemeinde wurde zwar nirgendwo zusammengestellt, anfänglich konnte bei den Conventen

noch jedes einzelnen Gefallenen oder im Lazarett Verstorbenen gedacht werden, später war das nicht mehr möglich

Zuhause ging das Leben der Kirchengemeinde natürlich in den gewohnten Bahnen weiter. Freilich konnten jene Hausväter, die beim Militär waren (oder in der Folge gefallen waren) – und ihrer wurden immer mehr – in den Gemeindeversammlungen nicht ersetzt werden, unter den Vorstehern gab es aber manche Veränderung, weil Ältere, die nicht mehr „einrücken“ mussten, an die Stelle der Jüngeren traten. Die Zahl der Gottesdienstbesucher nahm zunächst anscheinend kaum ab, was freilich nur an der Zahl der Kommunikanten festgestellt werden kann. Im Jahr 1911 empfingen 1429 Personen das Hl. Abendmahl, 1912 waren es 1387, im Jahr 1916 auch noch 1260.

Im Verlauf des Krieges traten nach und nach die wirtschaftlichen Probleme in den Vordergrund. Man kann das daran erkennen, dass sich der Convent immer wieder mit den Preisen der Nahrungsmittel im Blick auf die Bewertung der Naturalabgaben und ihre Umrechnung zu beschäftigen hatte. Einzelne Familien, deren Väter gefallen waren, begannen zu verarmen, was durchaus Schwierigkeiten bei den Leistungen in der Kirchengemeinde Auswirkung zeitigte, aber auch sonst spürbar wurde, wobei die finanzielle Situation der kirchlichen Institutionen eher besser denn schlechter wurde. So stiegen die Rücklagen der Muttergemeinde bis 1918 auf etwa 45000 Kronen an.

Nationale und soziale Spannungen traten stärker hervor und begannen sich auf die Gegebenheiten in der Gemeinde auszuwirken. Der Gegensatz zwischen der – weithin magyarisch bestimmten – „Intelligenz“, die sich unter anderem in einem Leseverein eine Heimat geschaffen hatte, und der Bauernschaft, in der allmählich deutsche Gefühle stärker wurden, machte sich bemerkbar. Der am Kriegsbeginn aufgeflamnte Patriotismus konnte ihn zwar für einige Zeit überdecken und dämpfen, dafür brach er dann umso stärker hervor. Vieles wird in den offiziellen Quellen nicht genannt, sondern spielte sich außerhalb der offiziellen Strukturen ab.

Von nicht geringer Bedeutung für die Pfarrgemeinde war aber der Tod von Pfarrer Julius von Stettner am 6. Jänner 1916 im 75. Lebensjahr. Damit war eine Ära zu Ende gegangen, war er doch fast vierzig Jahre Pfarrer in Oberschützen gewesen, nachdem er vorher schon durch sechs Jahre die Schulanstalten in der Gemeinde geleitet hatte. Das großartige Begräbnis zeigte noch einmal die Bedeutung des Verstorbenen, die weit über die Pfarrgemeinde hinausging.

Es gelang den Verantwortlichen, vor allem Kircheninspektor Aurel von Stettner, den Pfarrer von Güns, der seit 1914 auch Senior des Obereisenburger Seniorats war, Theophil Beyer, zu bewegen, sich um die Pfarrstelle in Oberschützen zu bewerben. Er wurde auch gewählt und trat am 1. Juni 1916 sein Amt an.

Das erste Jahr seiner Tätigkeit stand nach außen hin in einem erheblichem Maße unter dem Vorzeichen des Gedenkens an den Thesenanschlag Luthers vierhundert Jahre zuvor. Eine Gedenktafel in der Kirche erinnert an die Feiern, die einerseits nationale Gefühle verstärkten, andererseits unter dem Eindruck der sich verschlechternden Lage im Krieg standen. Die Texte auf der Gedenktafel suchten jedoch den kirchlichen Charakter des Jubiläums herauszustellen.

Unsicherheit nach dem Ende des Krieges

Auch wenn am Ende des Ersten Weltkrieges Oberschützen nicht zum Kriegsgebiet geworden ist, so hat der Ausgang des Krieges doch in vieler Hinsicht die Geschichte und das Leben der Pfarrgemeinde verändert. Das ergab sich zunächst aus dem allgemeinen Chaos der sich auflösenden Monarchie, in dem sich die vorhandenen sozialen Spannungen auch im ländlichen Raum in gewaltsamen Aktionen äußerten, wie schon im Oktober 1918 bei

Plünderungen von Geschäften in Oberwart. Dazu kam schon sehr bald die Unklarheit, was denn aus dem westungarischen Gebiet werden sollte. Vor allem von außen her wurden Bemühungen erkennbar, einen „Anschluss“ desselben an Österreich zu erreichen. Schon am 6. Dezember 1918 kam es in Mattersburg zur Ausrufung einer „Republik Heinzenland“, deren Hauptstadt Ödenburg sein sollte, wobei es allerdings der ungarischen Regierung sehr schnell gelang, diese Bemühungen zu unterbinden. Vorher schon, nämlich im November, hatte sich der Wiener Pfarrer Dr. Gustav Entz an Senior Beyer in Oberschützen gewandt und um verschiedene Auskünfte über die Situation der Protestanten in Westungarn gebeten, worauf Beyer am 16./19. Dezember antwortete und neben einigen persönlichen Bemerkungen zur politischen und religiösen Lage eine summarische Aufstellung über die Zahl und Größe der evangelischen Gemeinden nach Wien sandte. Diese Aufstellung wurde dem Präsidenten des Wiener Oberkirchenrates übergeben, blieb allerdings vorerst ohne irgendwelche Folgen. Auf der anderen Seite wandte sich der zuständige ungarische Bischof Bela Kápi unter dem 19. November an die Senioren seines Distrikts und forderte sie auf, dahingehend wirken zu wollen, dass die territoriale Integrität Ungarns („unseres Vaterlandes“) erhalten bleiben solle.

Während sich diese Kontakte lediglich als Anlass für Vermutungen in den Gemeinden auswirkten, war das bei der Machtübernahme durch die Kommunisten am 21. März 1919 anders. Es kam zwar im Komitat Vas anscheinend zu keinen tatsächlichen Enteignungen kirchlichen Besitzes, immerhin aber ist bekannt, dass am 21. April in Aschau und Schmiedrait das Vermögen der dortigen Filialgemeinden durch den örtlichen Arbeiter- und Bauernrat übernommen wurde. Zu weiteren Maßnahmen kam es anscheinend nicht, dennoch gab es am 13. August 1919 einen Dankgottesdienst zur Beendigung der Rätediktatur. Zwei Tage später schrieb der Bischof an die Senioren, dass sie wegen der Erteilung des Religionsunterrichtes durch solche Lehrpersonen, die sich „im Wirbel der Weltanschauungen auf die Seite der Verächter von Glauben und Moral gestellt haben“ Maßnahmen zu ergreifen hätten. Unter diesen befanden sich auch zwei Lehrer aus der Gemeinde Oberschützen, die sich zu Direktoren der verstaatlichten Volksschulen hatten ernennen lassen, nämlich Michael Karner (Willersdorf) und Johann Frühwirt (Aschau). Beide konnten aber doch ihre Stellungen behalten.

Die neue, „weiße“ Regierung bemühte sich sehr, die Deutschen Westungarns für eine positive Haltung Ungarn gegenüber zu gewinnen. So versicherte der zuständige Minister Dr. Jakob Bleyer dem Bischof am 23. August 1919, dass die Oberschützer Schulanstalten auf seine vollste Unterstützung rechnen könnten. Gleichzeitig wies er darauf hin, dass die Muttersprachen der Minderheiten nunmehr volle Geltung erhalten sollten, was der Bischof am 5. Dezember 1919 dem Senior in Oberschützen mitteilte.

Das Tauziehen ging auch auf der anderen Seite weiter. Am 28. Oktober 1919 verlangte der Wiener Oberkirchenratspräsident, dass bei den „vorbereitenden Verhandlungen für Deutsch-Westungarn im österreichischen Staatsamt des Inneren“ ein Vertreter der evangelischen Kirche beigezogen werden sollte. Und bei einem wenige Tage vorher in Wien stattgefundenen „Deutsch-österreichischen Kirchentag“, zu dem auch Vertreter aus diesem Raum eingeladen waren, machte man schon Pläne über die Eingliederung der an Österreich fallenden Gemeinden, die in zwei Seniorate organisiert werden sollten.

Was davon in Oberschützen bekannt war, lässt sich nicht sagen. Pfarrer Beyer wusste jedenfalls Bescheid, wurde er doch – auch über seine Funktion als Obereisenburger Senior hinaus – als eine Zentralfigur des kirchlichen Lebens in der betreffenden Region angesehen. Ob er die Informationen weitergegeben hat, lässt sich nicht sagen, offiziell schwieg man in der Gemeinde dazu, - und im Unterschied zu dem Agendorfer Pfarrer, der offen für ein

Verbleiben bei Ungarn warb, und dem Bernsteiner Pfarrer, der aus seinen Sympathien für Österreich kein Hehl machte, ist auch keine Verlautbarung des Seniors bekannt. In einem Brief an den Wiener Oberkirchenrat betonte er jedoch seine Treue gegenüber Ungarn, machte aber auch erhebliche Bedenken gegen die Eingliederung der westungarischen lutherischen Gemeinden in eine – wie er meinte – unierte Kirche geltend. Er weist dabei zwar auf den in den Gemeinden über die „ungarische Wirtschaft“, vor allem über die „nationale Vergewaltigung in den Schulen“ vorhandenen Ärger hin, möchte aber doch für den Fall, dass der ungarische Staat – in seiner Integrität – erhalten bleibt, bei diesem verbleiben, wobei er allerdings die Möglichkeit für eine freie Entscheidung der Gemeinden erhofft.

In diesen Wochen und Monaten versuchte man natürlich das kirchliche Leben, soweit es möglich war, aufrechtzuerhalten, auch die Eingliederung der aus dem Krieg oder der Gefangenschaft Heimgekehrten ging langsam vor sich. Probleme bereitete allerdings schon die sich abzeichnende Inflation. Zwar war die Gemeinde mit ihren Teilen vor allem durch die Notwendigkeit, die Gehälter von Pfarrer und Lehrer immer wieder „nachzuziehen“, betroffen, während sie ansonsten die Lösung anderer Probleme noch aufzuschieben vermochte, in den Schulanstalten ergaben sich – auch wegen des zeitweiligen Ausbleibens der staatlichen Unterstützungen – erhebliche finanzielle, aber auch personelle Probleme, die sich nach dem Anschluss noch erheblich verstärkten.

Der Anschluss an Österreich

Es ist anzunehmen, dass Beyer mit seinen Bedenken gegen einen Anschluss in der Gemeinde in Oberschützen – wenn man von den ungarischen Professoren an den Schulen absieht – ziemlich allein stand, denn nicht erst 1928 begrüßte man in Oberschützen den dann nach langen Schwierigkeiten erfolgten Anschluss an Österreich. Dieser brachte erhebliche Veränderungen mit sich.

Dabei war es so, dass die unangenehm und zum Teil recht gewalttätigen Aktivitäten der ungarischen Freischärler, die ja am 4. Oktober 1920 in Oberwart ein unabhängiges „Lajthabanság“ gegründet hatten, auf die Kirchengemeinde vor allem indirekte Auswirkungen hatten, indem Gemeindeglieder zu Schaden gekommen sind. Erst im November 1921 erfolgte dann das, was man damals als „Landnahme“ bezeichnet hat, durch österreichische Truppen, und das Schicksal der westungarischen Gemeinden wurde damit klar. Die bereits seit längerem laufenden Vorbereitungen für die verwaltungsmäßigen Maßnahmen, die sich daraus ergaben, waren bereits seit längerem geplant bzw. vorbereitet worden, wenngleich trotz des Drängens des Oberkirchenrates die Rechtsfragen für die evangelischen Gemeinden erst im Juli 1922 geregelt wurden.

In den Schulanstalten ergaben sich die ersten Probleme daraus, dass schon seit 1919 eine Anzahl von Lehrern die Schule verlassen hatte, ihnen folgten nunmehr weitere, die sich für eine weitere berufliche Tätigkeit in Ungarn entschieden. Man hatte also für Ersatz zu sorgen, den man zu einem erheblichen Teil unter jenen Lehrern fand, die vom neuen südslawischen Staat aus der ehemaligen Untersteiermark vertrieben worden sind. Sie brachten – wie sich später herausstellte – eine erheblich rigidere Form deutschnationalen Denkens hierher, zum Teil aber auch eine der kirchlichen Trägerschaft der Anstalten nicht unbedingt wohl gesonnene Haltung.

In den Volksschulen gab es scheinbar nur geringe Veränderungen, in Oberschützen konnte 1923 wieder ein dritter Lehrer angestellt werden, in Mariasdorf hatte schon 1919 der Lehrer die Schule verlassen. Die inneren Erschütterungen, die auch durch die kurze Zeit der Rätediktatur ausgelöst worden sind, führten aber allmählich zu einer Veränderung der Haltung der Lehrerschaft zur Kirche und zur Gemeinde; sie sahen ihre Position „unter der

Herrschaft von Bauern“ als demütigend an. Dazu kam aber schon sehr bald die unklare Rechtslage, beziehungsweise die verschiedenen Bemühungen, das bisherige, vorwiegend kirchliche, Schulwesen an das in Österreich seit dem Reichsvolksschulgesetz von 1869 gegebene System anzugleichen, in dem die Ortsgemeinden erhebliche Bedeutung hatten, was zu gelegentlichen Einmischungen und Auseinandersetzungen führte.

Die Veränderung der Rechtslage für die Kirchengemeinde infolge der „Erstreckung“ der österreichischen Kirchenverfassung von 1891 auf das Burgenland brachte manchen Unwillen und erhebliche Schwierigkeiten mit sich. Die alte „Autonomie“ nach ungarischem Recht war vorbei, nun standen auch die burgenländischen Gemeinden unter dem staatlichen „Oberaufsichts- und Verwahrungsrecht“, die Kirchenleitung war ein staatliches Organ, die Organisationsformen in den Gemeinden mussten geändert werden. Die Gemeinde Oberschützen wandte sich am 28. Mai 1923 über den Senior an den Oberkirchenrat und teilte mit, dass man eigentlich keinen Anlass sehe, die bisherige gewohnte Form der Vertretung der Pfarrgemeinde durch ein „stark beschicktes Presbyterium von 37 Mitgliedern“ aufzugeben. Natürlich blieb dann aber doch nichts anderes übrig, als sich an die neuen Formen zu halten. Das führte dazu, dass der bisherige Lokalkircheninspektor Aurel von Stettner, dessen Amt nunmehr nicht mehr vorgesehen war, zum Kurator gewählt wurde, wobei sich seine Aufgaben von denen der bisher als Kuratoren tätig gewesen deutlich unterschieden. Deren wesentliche Funktionen übernahm nunmehr der Schatzmeister (Kassier) der Gemeinde, während den Mit-Vorsitz im Presbyterium und die Vertretung der Gemeinde eben dem Kurator aufgetragen war. Das Presbyterium (der Convent) wurde zwar etwas verkleinert, blieb aber – anders als das in der österreichischen Kirchenverfassung vorgesehen war - recht groß. Die neue Einführung einer Gemeindevertretung nahm man – wie in den meisten burgenländischen Gemeinden - überhaupt nur unwillig an.

Als bedeutsam für Oberschützen erwies sich aber die neue kirchliche Organisation des burgenländischen Luthertums. An sich sah man den Ort – nachdem Ödenburg bei Ungarn verblieben war und weder in Sauerbrunn, dem provisorischen Sitz der Landesverwaltung, noch in dem dann 1925 zum endgültigen Sitz von Verwaltung und Landtag bestimmten Eisenstadt eine evangelische Gemeinde bestand – als Zentrum des Protestantismus im Lande an, und nun wurde er durch die am 3. Febr. 1924 in den Presbyterien erfolgte Wahl des Superintendenten auch noch zum Sitz der Superintendentur. Von den 26 Stimmen entfielen auf Theophil Beyer 17, womit die für die Wahl notwendige Zweidrittelmehrheit gerade erreicht wurde.

Tatsächlich nahm man aber andere Fragen erheblich ernster, zumal in diesen Zeiten der wirtschaftlichen Not wieder eine erhebliche Abwanderung auch nach Amerika (die bis gegen 1930 anhielt) einsetzte. Und in der Verkündigung ergaben sich die Fragen nach der Wertigkeit von Nation und Staat. Dazu trug die Erfahrung mit dem Parteienstaat und den sich darinnen ergebenden Auseinandersetzungen nicht unerheblich bei.

Strukturen

Vom Obereisenburger Seniorat verblieb durch die Grenzziehung nur die Pfarrgemeinde Güns bei Ungarn, alle anderen lagen im Burgenland. Damit ergab sich nahezu eine Kontinuität der Struktur, die auch in der von der Senioratsversammlung am 16. September 1922 beschlossenen, von Beyer entworfenen feierlichen Abschiedsadresse an die „ungarländische Evangelische Kirche A.B.“, insbesondere an den transdanubischen Distrikt zum Ausdruck kam. Zudem war die sechsjährige Amtsperiode des Seniors mit dem Jahr 1922 abgelaufen, sodass eine Neuwahl jedenfalls fällig wurde. Diese fand am 9. September 1923 schon nach österreichischem Kirchenrecht und unter Anweisung des Wiener Oberkirchenrates statt und

erbrachte die einhellige Wiederwahl von Beyer. So fand dann am 25. Oktober 1923 die erste Senioratsversammlung des neuen Seniorats statt, in der auch der Name des Seniorates festgelegt wurde.

Wegen der Organisation der Gemeinden fanden mehrere Gespräche der burgenländischen Senioren mit dem Oberkirchenrat statt, zu denen Beyer jeweils nach Wien zu fahren hatte, die aber keine Möglichkeit ergaben, an der bisherigen Form der Gemeindeorgane festzuhalten. Das hatte dann zur Folge, dass sich die Organisation der Gemeindekörperschaften recht lange hin zog.

Die Muttergemeinde Oberschützen schritt erst im Herbst 1925 zur Wahl einer Gemeindevertretung, deren Funktion mit 1. Jänner 1926 beginnen sollte und der neben dem Pfarrer, dem Seminar-, dem Gymnasiumsdirektor und dem Leiter der Volksschule noch 32 Männer angehören sollten. Daraus wurden das Presbyterium der Muttergemeinde sowie die Mitglieder der erweiterten Schulverwaltungskommission gewählt. In den Tochtergemeinden gab es keine Gemeindevertretungen, dort machte man von der Möglichkeit der Kirchenverfassung für kleine Gemeinden Gebrauch, eine Gemeindeversammlung zu behalten, der die männlichen, contribuierenden Gemeindeglieder angehörten.

Die Geschäfte der Pfarrgemeinde wurden ausschließlich vom Gesamtpresbyterium wahrgenommen, das sich neben dem Presbyterium der Muttergemeinde aus den Vertretern aller Tochtergemeinden zusammensetzte, wobei in den Sitzungsprotokollen jeweils nur die Zahl der Anwesenden (und ihre Herkunft), nicht aber ihre Namen verzeichnet werden, was auf eine typische Delegiertenstruktur hinweist, die an sich in der Kirchenverfassung nicht gegeben war. Der Pfarrgemeindegurator wurde jeweils aus der Mitte der Oberschützer Muttergemeindevvertretung gewählt. Auch der Delegierte der Gemeinde zur jährlich stattfindenden Senioratsversammlung wurde auf diese Weise bestimmt, während es keine direkte Vertretung der Pfarrgemeinde in der Superintendentenversammlung gab, die nach einem ersten Zusammentreten in Verbindung mit der Amtseinführung des Superintendenten in Oberschützen während der Amtszeit Beyers ohnedies nur einmal (1931) zusammentrat.

Auf den Wegfall der Funktion des Lokalkircheninspektors wurde bereits hingewiesen, ebenso auf die Änderung der Aufgaben des Kurators. Schriftführer in Oberschützen wie in den Tochtergemeinden war jeweils der (bzw. ein) Lehrer, ein Kassier, der die Geldangelegenheiten verwaltete, wurde gewählt.

Die Presbyterien in den Teilgemeinden nahmen die Funktionen der „Schulstühle“ nach dem staatlichen Recht für die Volksschulen wahr. Zur Regelung der Angelegenheiten, die die Volksschule in Oberschützen betrafen, trat die Gemeindevertretung beziehungsweise das Presbyterium der Muttergemeinde mit den Presbytern der eingeschulten Orte Jormannsdorf und Tatzmannsdorf zu gemeinsamen Sitzungen zusammen.

Pfarrer D. Theophil Beyer

In der ganzen Zeit zwischen den Kriegen übte Theophil Beyer die Funktion des Pfarrers der Pfarrgemeinde Oberschützen aus. Er wurde am 29. März 1875 in Güns geboren, hat in Pressburg und in Erlangen studiert, wo er die grundlegenden Inhalte seiner theologischen Überzeugung kennen lernte. Im Jahre 1898 wurde er zum geistlichen Amt ordiniert und Vikar bei Pfarrer Wilhelm Stráner in Pinkafeld (bis 1901), heiratete am 8. April 1902 in Güns Ida von Schönovsky und war dann für kurze Zeit



Pfarrer in Hrastovac in Slavonien. Bereits im Jahr 1904 wählte ihn aber die Gemeinde Güns zum Pfarrer. Im Jahr 1913 wurde er zum Consenior (neben Julius von Stettner) und im darauf folgenden Jahr als dessen Nachfolger zum Senior des Obereisenburger Seniorats gewählt. Mit 1. Juni 1916 begann seine Tätigkeit in Oberschützen.

Schon bald nach 1925 verschlechterte sich jedoch sein Gesundheitszustand. Anlässlich des Gustav-Adolf-Festes in Oberschützen 1927 konnte man ihm nicht nur zum 25jährigen Amtsjubiläum gratulieren und ihm dazu ein goldenes Amtskreuz als Geschenk der Gemeinden überreichen, sondern sich auch über „seine glückliche Genesung von einer schweren Krankheit“ freuen. Im Jahr 1937 musste er sich neuerlich zu einer Untersuchung und Behandlung nach Graz begeben und blieb dann krankheitshalber bis Ende Oktober dieses Jahres im Urlaub. Auch zwischendurch scheint es Perioden gegeben zu haben, in denen seine Arbeitsfähigkeit eingeschränkt war. Seine Funktion als Superintendent übte er nach dem März 1938 kaum mehr aus, in der Gemeinde war er aber noch bis zur Vollendung seines 65. Geburtstages – so weit er konnte – tätig. Am 31. August 1936 verlieh ihm während seiner Anwesenheit beim deutschen Gustav-Adolf-Fest in Kassel als dem „hochverdienten Leiter und Organisator der evangelischen Kirche im Burgenland und unerschrockenen Vorkämpfer deutschen Wesens“ die Universität Marburg an der Lahn das theologische Ehrendoktorat. Mit 1. Mai 1940 trat er in den Ruhestand, den er abseits aller großen Ereignisse in Oberschützen verbrachte, wo er 1945 die Verschleppung seines einzigen Sohnes, der Direktor der LBA gewesen war, hatte erleben müssen. Er verstarb in sehr beengten Verhältnissen am 11. Dezember 1952 in Oberschützen, wo ihm dann auch sein Nachfolger als Superintendent Gustav Adolf Dörnhöfer die Grabpredigt hielt.



Superintendent Beyer mit dem Konfirmandenjahrgang 1936

Er wurde beschrieben als „ein gründlich durchgebildeter Theologe mit reichem Wissen, aber auch mit einer wahren Herzensfrömmigkeit, der manch schweres Leid in der Kraft des Glaubens trug.“ (K.Fiedler). Theologisch hat ihn die Erlanger Theologie geprägt. Sie gab ihm die Möglichkeit, die Probleme zu bedenken, die ihn zwischen deutschem Volkstum und ungarischem bzw. dann österreichischem Staat Zeit seines Lebens beschäftigten und in Anspruch nahmen. Er war auch in seinen Predigten gelehrt und umständlich, dazu erfüllt mit einem gewissen Pathos. Persönlich war er ungemein bescheiden und suchte auch sein Amt als Superintendent in dieser anspruchlosen Art zu führen, was mancherorts auf Unverständnis stieß. Er gehörte ganz sicher nicht zu den kämpferischen Naturen und zögerte auch Entscheidungen nicht selten hinaus. Dabei war er – so weit es seine Gesundheit zuließ – ein fleißiger Arbeiter und trotz der ihm vom Amt gewissermaßen auferlegten Strenge ein gütiger Mensch. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist so gut wie nichts gedruckt worden. Im burgenländischen Kirchenboten wurden seine gehaltvollen, aber überaus langen Hirtenbriefe zum Jahreswechsel veröffentlicht, dazu eine Reihe von grundsätzlichen Stellungnahmen, etwa zu den Vorgängen 1933/34 in Deutschland, zur Frage der Weiterführung evangelischer Schulen und anderes.

Als ihm nach dem Krieg die burgenländischen Pfarrer eine Ehrengabe überreichten, sandte er am 10. Juli 1948 als kleinen Dank an Dörnhöfer ein kleines Gedicht, das in seiner Schlichtheit etwas von der Person und der Frömmigkeit Theophil Beyers zeigt:

GOTT SIEHT MICH AN.

Mit tausend lichten Äugelein
der lieblich holden Veigelein
sieht Gott mich an.

GOTT BRAUST UM MICH.

Auf wilder Stürme Schwingen,
die meine Seel' zu Boden zwingen,
braust Gott um mich.

GOTT SCHAUT NACH MIR.

Erhellend meines Lebens eng Revier
Mit seiner Sterne goldner Zier
schaut Gott nach mir.

Mitarbeiter in der Pfarrgemeinde

Nach den Bestimmungen der österreichischen Kirchenverfassung stand ihm als Superintendent die Unterstützung seitens eines Vikars zu, der aus der Superintendentialkasse seine Besoldung erhielt. Beyer hatte auch schon vorher Hilfsgeistliche gehabt, unter denen sich 1919 der spätere Pfarrer von Pinkafeld und Superintendentstellvertreter Paul Nitschinger befand. Nunmehr war es so, dass sich ständig geistliche Hilfskräfte oder Vikare in Oberschützen befanden, die schon deshalb häufig wechselten, weil bereits ein halbes Jahr nach Ablegung des Fakultätsexamens (Examen pro candidatura) die Pfarramtsprüfung (Examen pro ministerio), und zwar beim Superintendenten abgelegt werden konnte. Und dann suchten sich diese jungen Geistlichen in der Regel bald eine eigene Pfarrstelle. Unter diesen Superintendentialvikaren befanden sich die späteren Pfarrer Ferdinand Hoerschelmann, Georg Harth, Lothar W. Krämer, Bernhard H. Zimmermann, den Beyer zur Gründung einer selbständigen Pfarrgemeinde nach Eisenstadt entsandte und der später als Religionsprofessor wieder nach Oberschützen zurückkehrte, Rudolf Güde, Ernst Hildebrandt, Konrad Schmidke und Robert Karner. Am längsten war der spätere Pfarrer von Oberwart und Senior Franz

Böhm in dieser Verwendung in Oberschützen. Neben ihm wurde nur Karner (in Zurndorf und dann in Pöttelsdorf) Pfarrer im Burgenland.

Neben dem Pfarrer, der den Religionsunterricht an der Lehrerbildungsanstalt zu halten hatte, woran ihn von 1934 bis 1938 der Ständestaat hinderte, gab es für das Gymnasium einen eigenen Religionsprofessor, bis zu seinem 1926 erfolgten Tod Marco (von) Stettner, dann Otto Morascher. Sie wirkten nur in Ausnahmefällen in der Pfarrgemeinde mit. Vor allem Morascher hielt große Distanz zu Beyer, und zwar weil er sowohl theologisch wie politisch andere Ansichten vertrat.

Der erste Pfarrgemeindegurator nach der österreichischen Kirchenverfassung war – wie schon erwähnt – der frühere Lokalkircheninspektor Aurel v. Stettner, der diese Funktion aber bloß für eine kurze Übergangszeit ausübte. Im Jahr 1924 wurde dann **Karl Endler** zum Kurator der Pfarrgemeinde gewählt, der dieses Amt bis 1938 innehatte. In der Muttergemeinde und in den Tochtergemeinden waren die Kuratoren unterschiedlich lange im Amt. Neben solchen, die mehrere – jeweils sechs Jahre umfassende – Amtsperioden im Amt waren, gaben es andere bald wieder auf. Manch einer, wie der im Jahre 1932 verstorbene Kuratorstellvertreter der Gemeinde, Michael Unger, blieb bis zu seinem Tode in seinem Ehrenamt.



Kurator Karl Endler

Den Religionsunterricht an den Volksschulen hatten die jeweiligen Klassenlehrer zu erteilen, was in diesen Jahren nicht immer seiner Qualität und seiner Kirchlichkeit zugute gekommen ist. Erst das Jahr 1938 brachte darinnen eine grundsätzliche Änderung.

Die Pfarrgemeinde

In den zwanzig Jahren zwischen den beiden Kriegen veränderte sich die Zusammensetzung der Pfarrgemeinde nicht, der mit dem Anschluss der Filialgemeinde Aschau gegebene Umfang blieb erhalten. Hingegen nahm die Zahl der Gemeindeglieder deutlich ab. Vor allem die Abwanderung aus den „oberen“ Tochtergemeinden wirkte sich sehr aus. Hatte sie für 1912 noch mehr als 3000 betragen, so gibt die kirchliche Statistik für 1928 nur noch 2725 Gemeindeglieder an. Unterschiedliche Zahlen ergeben sich auch aus den beiden staatlichen Volkszählungen der Ersten Republik. Die beiden Kolonnen nennen links die Ergebnisse von 1923, rechts jene von 1934:

Oberschützen Muttergemeinde	862	889
Aschau	339	349
Bad Tatzmannsdorf	?	119
Jormannsdorf	?	138
Mariasdorf	186	167
Schmiedrait	228	197
Tauchen	172	148
Weinberg	?	92
Willersdorf	407	404

So gab es nach der staatlichen Statistik im Jahr 1934 sogar nur noch 2513 Gemeindeglieder in der ganzen Pfarrgemeinde. Demgegenüber gab die kirchliche Statistik für das Jahr 1938 für die Pfarrgemeinde Oberschützen die gewaltige Zahl von 3976 Gemeindegliedern an, die kaum richtig sein kann, es dürfte sich wohl um einen Druckfehler handeln, sodass man die Zahl auf 2976 wird korrigieren müssen. Wie diese sich zusammensetzte, wurde allerdings nicht angegeben.

Aber nicht nur die Abwanderung, sondern auch das Sinken der Geburtenzahlen beeinträchtigte die zahlenmäßige Entwicklung der Gemeinde. Im Jahre 1928 gab es 42 Taufen in Oberschützen, gegenüber 39 Beerdigungen. Nach einer Aufstellung, die der Evangelische Kirchenbote für das Burgenland im März 1937 veröffentlichte, hat es in den zwei Jahrzehnten zwischen 1916 und 1935 in der Gemeinde Oberschützen 954 Taufen und 833 Begräbnisse gegeben, das sind im Jahr durchschnittlich um sechs Taufen mehr als Beerdigungen, ein eben nicht bedeutsamer Überschuss an Geburten, der die Gemeinde eben nicht mehr wachsen ließ.

Wirtschaftliche und finanzielle Fragen der Gemeinde

Abgesehen von der Superintendentenzulage, die die Kirchenleitung aus dem allgemeinen Staatspauschale dem Superintendenten zuwies, hatte die Pfarrgemeinde das Gehalt zu bezahlen. Dieses war aufs Jahr bezogen und setzte sich aus a) direkten Geldzahlungen, b) den Gebühren und Gaben bei Amtshandlungen, c) Naturalbezügen und d) Nutzung von Realitäten, also vor allem Wiesenflächen, zusammen. Ähnlich war es in der Regel bei den Besoldungen für Lehrer, die jeweils in ihren Berufungsbriefen festgelegt waren, wobei dort die Gaben bei Amtshandlungen in der Regel durch Schulgeldzahlungen (ein Schilling pro Schüler und Monat) ersetzt wurden. Dazu kamen die so genannten Quinquennialzahlungen, die vor dem Krieg von ungarischem Staat bezahlt worden sind und nun zum Teil strittig waren.

Damit hatten die Gemeinden regelmäßige und nicht unbeträchtliche finanzielle Lasten zu tragen, die in den Jahren der Inflation natürlich nicht geringer wurden, hinkten doch die Beiträge der Gemeindeglieder stets der Geldentwertung nach. Im Jahr 1925 mussten dann die Barbezüge auf die neue Schillingwährung umgerechnet werden, wobei amtlich festgelegt worden war, dass eine Krone in Friedenswährung (Wert am 1.1.1915) mit S 1.44 gleichzusetzen war. Diese „Valorisierung“ löste Misstrauen aus und es gab allerlei Widerstand gegen diese Umrechnung, der freilich in Oberschützen nur kurze Zeit dauerte. Da zeigte sich doch die Autorität des Superintendents.

Zu diesen Personalkosten kamen die regelmäßigen Aufwendungen für die Erhaltung und Adaptierung der Gebäude, die zeitweise zu Auseinandersetzungen über die Notwendigkeit solcher Aufwendungen führten. Insgesamt zeigte sich, dass die Beträge, die da umgesetzt wurden, ständig stiegen, wobei zu bedenken ist, dass durch die Inflation das gesamte Fondsvermögen verloren ging, die rund 45 000 Kronen von 1918 waren am 1.1.1925 gerade S 4,50 wert, und da verlangte die Sparkasse noch einen Teil als Manipulationsspesen. Das bedeutete, dass ein jährlicher Zinsenertrag von rund 2000 Kronen nunmehr nicht mehr eingenommen werden konnte. Der Bargeldanteil des Pfarrergehaltes machte dabei nicht einmal tausend Kronen aus.

Im Jahr 1934 wies die Rechnung der Pfarrgemeinde S 9 970,13, jene der Muttergemeinde (natürlich ohne die Kasse der höheren Schulen) S 12 381,75 aus, wobei am Jahresende S 861, beziehungsweise S 1416 vorhanden waren.

Als ein – fast beliebiges - Beispiel für die Schwierigkeiten, die in diesen Jahren die Maßnahmen zur Deckung des Sachaufwandes bereiteten, sei aus dem Protokoll des

Presbyteriums der Muttergemeinde vom 3. September 1933 zitiert: „Schulleiter G. Kappel bringt zur Kenntnis, dass die Schulbänke wegen ihres schlechten Zustandes seitens der Schulaufsichtsbehörden schon öfters beanstandet wurden. Tatsächlich sind dieselben schon derart abgenützt, dass ein Ersatz derselben dringend notwendig erscheint. Nachdem aber der Gemeinde zur Anschaffung neuer Bänke gegenwärtig keine Mittel zur Verfügung stehen, wird der Schulleiter beauftragt, sich zu erkundigen, ob ... gebrauchte Bänke ... zu haben wären.“

Wie dringend aber Erhaltungsmaßnahmen waren, zeigt die Tatsache, dass im Jahr 1937 die Kirche in ihrem Inneren renoviert werden musste, weil die Decke einzustürzen drohte. Das bedeutete, dass eine neue Tramdecke eingezogen werden musste, wofür der Kostenvoranschlag der Firma Universale eine Höhe von S 9668,11 ausmachte. Dass es gelang, diese Arbeiten tatsächlich durchzuführen, ist – neben Hilfe von außen, wie dem Gustav-Adolf-Verein – vor allem den Spenden aus der Gemeinde zu verdanken, der normale Haushalt war mit diesen Kosten völlig überfordert. Es zeigte sich aber auch, dass die Gemeindeglieder eher bereit waren, für die Kirche und ihre Erhaltung zu spenden, als Mittel für die Schulen zu geben.

Etwa zu dieser Zeit gelang es auch, das Wimmer-Haus dadurch zu vergrößern, dass – vor allem durch die Mitarbeit von jungen Leuten aus der Muttergemeinde – ein vorhandenes Zimmer in Richtung auf das Gebäude der Lehrerbildungsanstalt so ausgebaut wurde, dass es möglich war, dort allerlei Veranstaltungen der Gemeinde durchzuführen.

Die Volksschulen in der Gemeinde

In der Pfarrgemeinde bestanden nach wie vor die Volksschulen in Oberschützen, wo auch eine Übungsschulklasse in Verbindung mit der Lehrerbildungsanstalt gesondert geführt wurde, in Aschau, Schmiedrait und Tauchen, die jeweils zweiklassig waren, sowie die einklassigen Schulen in Mariasdorf und Willersdorf. In der Statistik des Schulwesens von 1934 wurden für das südburgenländische Seniorat die Schülerzahlen nicht angegeben. In allen Schulen waren die Lehrer durch lange Dienstzeiten hindurch tätig, was an sich auf geordnete Verhältnisse schließen lässt.



Dir. Gustav Kappel mit Schülern der evang. Volksschule

Die Probleme ergaben sich – neben den finanziellen Sorgen – aus anderen Gründen. Bereits auf der ersten (südburgenländischen) Senioratsversammlung wurde Beschwerde wegen „verletzender Eingriffe in die autonomen Rechte unserer evangelischen Volksschulen“ erhoben, und 1923 beschäftigte sich Senior Beyer ausführlich mit den Sorgen um die Schulen, wobei es ihm „wohl bange werden will, weil da an die Stelle von Autonomie und Ordnung Willkür und staatliche Eingriffe getreten seien“. Er sah auch die Auswirkungen der Parteipolitik auf die innere Haltung der Lehrerschaft als große Gefahr für diesen Teil der kirchlichen Arbeit an.

Angesichts der Tatsache, dass es während der ganzen Ersten Republik nicht gelungen ist, eine einwandfreie und zufrieden stellende Regelung der Schulfrage zu finden, hielten die Probleme an. Am 22. April 1935 protestierte das Oberschützen Pfarrgemeindepresbyterium gegen das neue burgenländische Volksschulaufwandgesetz und wies – mit Recht – darauf hin, dass daraus nur Konflikte entstehen würden, weil die Unterschiede in den Auffassungen, was zum Sachaufwand einer Schule gehöre, der von der Ortsgemeinde nach diesem Gesetz erstattet werden musste, ein Einvernehmen nicht leicht zuließen. Es erhob auch sogleich die Ortsgemeinde Jormannsdorf gegen den Schulvoranschlag von 1935 Einspruch, weil aus ihm alle Real(Grund)steuern und Schuldenzahlungen herausgenommen werden müssten. Dafür meinte die Muttergemeinde das - freilich umstrittene - Recht zu haben, die Einnahmen aus der teilweisen Vermietung des Schulhauses herauszunehmen, wie das Presbyterium am 22. Oktober 1935 beschloss.

Das Schulhaus in Oberschützen war in diesen Jahren Gegenstand einer Veränderung. Dazu muss auf die Geschichte hingewiesen werden und es wird dazu aus einem Bericht von Pfarrer Fürchtegott Dankwart Pohl aus dem Jahr 1941 zitiert: *“...1880 beschloss die politische Gemeinde Oberschützen, ein Volksschulgebäude zu bauen. Die Kirche streckte dafür die Mittel im Betrage von 13 000 fl vor, wofür die Kirche das Gebäude für Zwecke einer evang. Konfessionsschule und für Wohnungen etc. benützen durfte.* (Ergänzende Feststellung: das Gebäude wurde im November 1880 durch Pfarrer Stettner eingeweiht). *Im Jahre 1932 übereignete die politische Gemeinde das Gebäude der Kirche, da die Kirche das Baugeld nicht zurückerstattet bekommen hatte.*“. Während sich die Probleme mit diesen unklaren, vor allem in Oberschützen selbst kaum bekannten Verhältnissen zunächst kaum bemerkbar machten, führte das dann 1938 nach der Auflösung der evangelischen Volksschule bzw. deren Überführung in eine von der Ortsgemeinde erhaltene (Pohl spricht unrichtig von einer „Staatsvolksschule“) zu einem wirklich tief greifenden Zerwürfnis.

Die Höheren Schulanstalten

Dazu soll nur Weniges aus der Sicht der Muttergemeinde gesagt werden. Zunächst war es so, dass durch die ständigen Belastungen und Aufgaben, die mit der Führung und Erhaltung der beiden höheren Schulen verbunden waren, die Verantwortlichen der Gemeinde, vor allem aber der Pfarrer, in einem derart hohen Maße in Anspruch genommen wurden, dass durch lange Zeit die Filialgemeinden daneben in den Hintergrund traten, was einerseits zu einer gewissen Benachteiligung derselben, andererseits aber auch zu einem spürbaren Gegensatz zwischen diesen beiden Teilen der Pfarrgemeinde führte.

Mit Ende des Krieges war unmittelbar große finanzielle Not gegeben, die so groß und schier ausweglos erschien, dass die Schulverwaltungskommission am 2. Juli 1922 beschloss, dem Oberkirchenrat von der Bereitschaft Mitteilung zu machen, die Anstalt dem Staate „pachtweise“ zu überlassen. Da der Staat aber in einem solchen Fall darauf bestand, dass die Anstalt ihres konfessionellen Charakters „entkleidet“ würde, wurde diese Idee nicht mehr weiter verfolgt. Der Oberkirchenratspräsident bemühte sich zwar immer wieder, für die

Anstalt Hilfe zu bekommen, wobei natürlich auch der alte Helfer derselben, das Gustav-Adolf-Werk, beteiligt war. Die finanziellen Sorgen hielten aber bis 1938 an. Im Schuljahr 1933/34 war allein für die Lehrerbildungsanstalt ein Spendeneingang von S 3 000 erforderlich, von denen S 2050 vom Gustav-Adolf-Werk stammten. Im Jahr vorher wird angegeben, dass nur von drei burgenländischen Gemeinden, Oberschützen selbst eingeschlossen, Unterstützungen eingegangen waren.

Grundsätzlich aber war die Gefährdung der Schulanstalten, von der mehrmals in den kirchlichen Publikationsorganen, wie im „Säemann“ oder im burgenländischen Kirchenboten, die Rede war („Wimmers Werk in Gefahr“) durch andere Faktoren gegeben. Die Errichtung einer katholischen Lehrerbildungsanstalt und eines staatlichen Gymnasiums in Eisenstadt schränkte den Einzugsbereich beider Anstalten ein, wozu durch einige Jahre auch der (bereits bald wieder gescheiterte) Versuch kam, in Pinkafeld eine Hauptschule mit Mittelschullehrplan zu führen. Das führte zu verdeckten Versuchen, die Anstalten (vor allem die Lehrerbildungsanstalt) aufzulösen. Dazu kam manche Irritation in den evangelischen Gemeinden, weil ein erheblicher Teil der Schüler katholischen Bekenntnisses war. Im Schuljahr 1933/34 gab es an der LBA unter den 104 Schülern nur 42 mit evangelischem Bekenntnis. Von den Schülern stammten 80 aus dem Burgenland. Und für die meisten von ihnen (von den evangelischen Absolventen) ergab sich dann die Frage, wo sie eine Anstellung finden konnten.

Der Wiener Oberkirchenratspräsident war zwar der Meinung, dass Oberschützen an die Stelle der Anstalt in Bielitz treten könne, in der Zwischenzeit war aber in Österreich die Zahl der evangelischen Schulen so klein geworden, dass eben kaum mehr Verwendungsmöglichkeiten gegeben waren. Und die Abschließung von Ungarn und Rumänien (Siebenbürgen) ließ eine Verwendung der Oberschützer Absolventen in diesen Ländern nicht mehr zu.

Das waren die strukturellen Schwierigkeiten, unter denen die beiden höheren Schulen zwischen den Kriegen gelitten haben. Dass es dennoch gelang, sie zu erhalten, war das Ergebnis intensiver Bemühungen um die Sicherung der finanziellen und rechtlichen Gegebenheiten, an denen zwar nicht die ganze Gemeinde Oberschützen, aber doch eine Reihe ihrer Verantwortlichen, mit Beyer an der Spitze, beteiligt waren.

Kirchliches Leben

Oberschützen galt zwar als der „Stolz“ der burgenländischen Superintendenz, das kirchliche Leben in ihr entsprach aber keineswegs diesen Vorstellungen. Da keine Gottesdienststatistik geführt wurde, kann man die Beteiligung an diesen nicht feststellen, hingegen gibt es Zahlen über den Abendmahlsempfang. Diese zeigen einen ständigen Rückgang: im Jahr 1925 waren es 859, drei Jahre später aber nur noch 754 Personen. Auch wenn man die Haltung der liberalen Theologie berücksichtigen muss, für die das Abendmahl doch eine etwas schwierige Sache war, so sind doch die Zahlen – in Anbetracht der Zahl der Gemeindeglieder - mehr als dürftig.

Es gab keine Kindergottesdienste in der Gemeinde, Christenlehre nur von Himmelfahrt bis Oktober, wenige Andachten in der Passions- und Adventzeit (von den Andachten im Internat abgesehen), in den Filialen fanden Gottesdienste in höchst ungleichmäßiger Zahl statt.

Im Blick auf die Ordnung der Gottesdienste blieb es bei den traditionellen Formen. Das von Wimmer herausgegebene und eingeführte Gesangbuch „Geistliche Gesänge“ diente bis 1940 als Grundlage des Gemeindegesanges, wobei es für die Beerdigungen, an denen stets eine große Zahl von Gemeindegliedern teilnahm, ein eigenes Gesangbuch gab (1936 von dem Unterschützer Pfarrer unter dem Titel „Himmelan“ neu herausgegeben). Über die Einführung

der von der österreichischen Synode beschlossenen Gottesdienstordnung mit einer reicheren Liturgie wird nichts berichtet. Hingegen ist sicher, dass – zum Teil neben anderen – die alte Agende (Gottesdienstbuch) von Pfarrer Wimmer nach wie vor Verwendung fand, die etwas von der romantischen, aber doch sehr kargen Gottesdienstform des 19. Jahrhunderts in sich hatte.

Freilich, die dort festgehaltenen Kirchenzuchtformen konnten nur noch zum Teil weitergeführt werden, auch wenn immer noch uneheliche Kinder ein erhebliches moralisches Problem bedeuteten. Aber anderes, wie Strafzahlungen oder öffentliche Buße, gab es eben nicht mehr. Auch die soziale Kontrolle bezüglich des Kirchenbesuches funktionierte in der doch gemischten Gesellschaft in der Muttergemeinde nur noch zum Teil, einige Tochtergemeinden waren so weit entfernt, dass ein regelmäßiger Gottesdienstbesuch von dort her nicht in Betracht kam.

Wichtiger war wohl, dass in der Zeit gegen 1930 und danach die Tradition der Hausandachten mehr und mehr abbriss. Dafür gab es mehrere Ursachen, die da in einander griffen. Der Mangel an aktuellen und knappen Büchern (Postillen und Gebetbüchern) war nur eine davon, die Verstärkung des politischen Einflusses, aber auch die Veränderungen der täglichen bzw. sonntäglichen Zeiteinteilung wirkten sich eben auch aus.

Einige der von Beyer gehaltenen Grabpredigten (vor allem für Lehrer) sind gedruckt worden. Sie zeigen seine Fähigkeit, in traditioneller Weise Parentation mit Verkündigung zu verbinden. Sie enthalten zwar etwas mehr, als verträglich sein dürfte, beschönigende und lobende Aussagen, haben aber auf die Gemeinden wohl gewirkt. Das taten seine Predigten in der Kirche sicher nicht in gleichem Maße. Da quälte er sich und suchte etwas von seinem Wissen und seiner Frömmigkeit zu geben, was aber nicht nur von den Internatsschülern mit eher geringer Begeisterung aufgenommen wurde.

Die Amtshandlungen wurden so gut wie hundertprozentig begehrt, alle Kinder wurden getauft, Trauungen waren angesichts des österreichischen Eherechtes ohnedies fast nur kirchlich zu vollziehen und auch bei den Bestattungen verzichtete man nicht auf den Dienst der Kirche. Austritte gab es erst 1938, und zwar 11, 1939 waren es 16, 1940 sogar 20, die ausgetreten sind. Da stieg dann auch die Zahl der Verweigerung der Kindertaufe erheblich an.

Oberschützen als kirchliches Zentrum

Das, was man heute Bildungsarbeit nennt, fand in Oberschützen in unterschiedlicher Weise statt, die eigentlich in Verbindung mit der Tatsache stand, dass hier eben der „Mittelpunkt“ des burgenländischen Luthertums war, und hatte als Voraussetzung die Existenz des Internates und der Quartiere, die Gemeindeglieder für so genannte „Freigänger“ der Schulanstalten zur Verfügung stellten. Damit konnte man auch Tagungen durchführen, die über mehr als einen Tag gingen. Die Stellung des Ortspfarrers, der auch Vorsitzender einer Vereinigung zur Förderung christlichen Gedankengutes war, bewog manchen Referenten mit klingendem Namen nach Oberschützen zu kommen. Man kann die Tagungen in mehrere Gruppen einteilen:

Da waren zunächst die offiziellen Versammlungen, wie die beiden Superintendentialversammlungen 1924 und 1931 oder die Jahrestagung 1928 des österreichischen Gustav-Adolf-Vereines, die viele Gäste nach Oberschützen brachte. In diesem Zusammenhang sind auch die Ordinationen von Predigtamtskandidaten zu sehen, die der Superintendent nach erfolgreich abgelegter Prüfung in der Oberschützer Kirche vornahm. Wie viele es waren, lässt sich mangels Berichten nicht erkennen. Von einer wird berichtet, die am 25. August 1935 stattfand. Schließlich ist auf die am 29. November 1937 stattgefundene

150-Jahr-Feier der Kirche zu verweisen, die – wie in anderen Toleranzgemeinden - in großartiger Weise mit Gottesdienst, Feierstunde mit geschichtlichem Vortrag, Gedenkfeier am Kriegerdenkmal und Fackelzug zum Friedhof begangen wurde.

Die zweite Gruppe sind Veranstaltungen von einzelnen Gemeindegruppen gewesen. Dazu gehören Jugendtreffen, aber auch Sänger- und Chortreffen, zumal sich der benachbarte Pinkafelder Pfarrer um die Förderung der Chöre und der Qualität ihres Liedgutes bemühte. Dazu gehörten aber auch einfache kirchenmusikalische Veranstaltungen für die Gemeinde, zu denen zum Teil auswärtige Chöre und Solisten gewonnen werden konnten.

Und die dritte Gruppe sind dann Bildungsveranstaltungen im eigentlichen Sinne, die von der Pfarrgemeinde, zum Teil aber auch von der Lehrerbildungsanstalt ausgingen, aber sich nicht nur an Schulmeister wandten, sondern versuchten, im „Geisteskampf der Gegenwart“ evangelische Positionen aufzuzeigen. Beyer erkannte, dass vor allem die Lehrerschaft für den begonnenen Weltanschauungskampf „...geistig nicht gerüstet gewesen ist“, und versuchte, das Programm dieser Tagungen, unter denen eine evangelische Woche mit Vortragenden aus Wien, Linz, Graz und Leipzig im Jahre 1937 besondere Erwähnung verdient, dementsprechend zu planen.

Der Kirchenbote versuchte, derartige Informationen und Gedanken unter die Gemeindeglieder zu bringen. Die Zahl der Bezieher aus der Pfarrgemeinde Oberschützen wurde von seinem Herausgeber einmal mit rund 300 angegeben, was eine durchaus beachtliche Zahl darstellt. Wie weit aber diese schriftliche Form der Information und Überzeugung wirksam war, ist fraglich.

Dasselbe gilt aber auch von den großen Bildungsveranstaltungen. Da wehte denn der Kirche doch ein anderer Zeitgeist entgegen.

Im politischen Umfeld

Bereits bald nach dem Anschluss an Österreich setzten in den südburgenländischen Orten heftige parteipolitische Agitationen ein, die zwar – bis Schattendorf 1927 – ohne Gewalttaten gehalten werden konnten, aber doch in den örtlichen Gesellschaften tiefe Risse entstehen ließen. Für die Evangelischen erwies es sich als besonders schwierig, in dem sich bildenden Geflecht der drei politischen Lager jemand zu finden, der bereit war, ihre Anliegen zu vertreten. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten lieferten für die Gegensätze das Material.

Zwischen den Ortsgemeinden und den Kirchengemeinden bildete vor allem die Schulfrage einen Zankapfel.

Die Umwandlung der Republik in den „Bundesstaat“ auf ständischer Grundlage mit der Ausschaltung des sozialdemokratischen und des deutschnationalen Lagers aus dem politischen Geschehen brachte zwar zunächst ein Ende dieser Auseinandersetzungen, führte aber dazu, dass sich eine Opposition bildete, die auf das Ende der neuen Regierungsform hinarbeitete. Der bereits 1919/21 geäußerte „Anschlussgedanke“ (Österreich als Teil des deutschen Reiches) gewann unter diesen Umständen neue Zugkraft, zumal man mit einem gewissen Neid auf die wirtschaftlichen Erfolge im „neuen“ Deutschland blickte. Und es schien ja auch so, als ob nun die Möglichkeit der Verwirklichung dieser Idee gegeben wäre. Dass Theophil Beyer deutsch national gesinnt war, war wohl bekannt – freilich übersah man, dass er dem österreichischen Staat loyal gegenüber stand, was von Personen in seiner Umgebung, unter denen sich sein Sohn und seine geistliche Hilfskraft (ab 1935) befunden haben dürften, nicht unbedingt gesagt werden kann.

Der Staat fühlte sich von diesen Ideen bedroht und reagierte mit heftigen Abwehrmaßnahmen. „Unser Superintendent hat Jahre hindurch an der Lehrerbildungsanstalt in Oberschützen den jungen Lehramtsanwärtern den Unterricht im Glauben erteilt. Im Herbst des Jahres 1934 wurde ihm plötzlich das Recht, den Religionsunterricht zu erteilen, entzogen.“ Dabei bediente sich die Verwaltung einer damals üblichen, eher als schmierig zu bezeichnenden Vorgangsweise. Trotz aller Proteste blieb es bis zum Jahr 1938 dabei, dass Beyer untersagt war, an der Anstalt, deren Vertreter er war, Unterricht erteilen zu dürfen. Es war das nur eine der Maßnahmen, die einsetzten. Auch bei der Verwaltung der Gemeinden waren die evangelischen Gemeinden bevormundet, zum Unterschied von den katholischen Pfarren durften sie ihre Vertreter in den „Gemeindetagen“ nicht selbst bestimmen, sondern lediglich Vorschläge dazu machen. Dementsprechend waren die kirchlichen Beschwerden, wie sie etwa auf den jährlichen Senioratsversammlungen geäußert wurden, die freilich weithin vergeblich blieben. Es wurde – wie der Bericht über die 150-Jahr-Feier zeigt – versucht, einigermaßen kontinuierlich das Gemeindeleben aufrecht zu erhalten, aber in den Presbyteriumssitzungen wurden kritische Töne immer wieder gehört. Die entsprechenden Rundschreiben von Superintendent Johannes Heinzelmann, dem Vertrauensmann der Kirche, die das Verhältnis zum Staat und seinen Organen zum Gegenstand hatten, wurden fast regelmäßig in den Sitzungen verlesen. Dazu einige Sätze aus dem Protokoll der Sitzung vom 1. Juni 1936: „Vorsitzende verliest eine Abschrift des an Bundeskanzler Dr. Schuschnigg gerichteten Schreibens des Herrn Superintendenten Johannes Heinzelmann, in welchem derselbe auf die nicht der Befriedigung dienende katholische Einstellung der „Sturmscharen“ gegen die Protestanten hinweist, und hebt mit besonderem Nachdrucke hervor, dass es unter solchen Umständen fast unverständlich sei, dass ein Protestant dieser Organisation als Mitglied angehören kann.“

Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich im Presbyterium Einmütigkeit, hinter der jedoch auch in der Gemeinde weitgehende Gegensätze standen. Bei gar nicht wenigen, unter denen sich vor allem ein Teil der Lehrerschaft und unter den Gymnasialprofessoren vor allem jene, die aus der Untersteiermark gekommen waren, befanden, verband sich das nationale Denken mit zunehmender Gegnerschaft zur etablierten Kirche im Sinne der nationalsozialistischen Argumentation. Aber auch die anderen, wie Beyer selbst, waren der Meinung, dass nur der nationale deutsche Staat das echte Anliegen der Reformation zur Durchsetzung und Vollendung bringen konnte. Er suchte aber die Gemeinde so zuzurüsten, dass sie der antikirchlichen Propaganda standhalten konnte, führte also gewissermaßen einen Zwei-Fronten-Krieg, der angesichts der zunehmenden Polarisierung und Radikalisierung (ein angeblich den Nationalsozialisten abtrünnig Gewordener wurde im Jänner 1938 auf dem Weg zu seinem in der Pfarrgemeinde Stadtschlaining gelegenen Heimatort heimtückisch ermordet) keine Chance auf Erfolg hatte.

Abgesang

Und wieder erfolgte ein „Anschluss“, nämlich die von vielen ersehnte Vereinigung mit dem Deutschen Reich. In einem schon am 13. März ergangenen Hirtenbrief hat Beyer unter dem Motto „Der Herr hat Großes an uns getan“ diesen Anschluss begrüßt. Bald musste er aber erkennen, wie sehr diese Beendigung des autoritären Ständestaates zu einer weitgehenden Veränderung der Situation der Kirche geführt hatte. Die neue Möglichkeit, sich vom Religionsunterricht abmelden zu können, wurde von mehr als der Hälfte der evangelischen Schüler an den beiden Höheren Schulen im Ort ergriffen, die Lehrer legten mehr oder weniger offen ihre Distanz zum kirchlichen Schulwesen und zur Kirche an den Tag, vor allem aber begannen sofort die Verhandlungen über die Übernahme der Höheren Schulanstalten in staatliches Eigentum. Nachdem schon im Juni die Kirchenleitung signalisiert hatte, im Blick

auf die Pflichtschulen einer solchen Überführung zustimmen zu wollen, teilte am 25. September 1938 „der Vorsitzende im Gedenken an die zum Wohl der Kirche geleistete Arbeit unserer evangelischen Volksschulen mit innerer Wehmut mit, dass die konfessionellen Schulen aufgrund der 3. Verordnung des bgl. Landeshauptmannes (VOBl. 2.St., v. 12.9.1938) nunmehr in allgemeine öffentliche Schulen umgewandelt wurden.“ Der Protokollant der Sitzung vermerkt dazu bloß lakonisch: „Dient zur Kenntnis“. Und dann geht es gleich weiter: „Die infolge dieser Verordnung eingetretene Lage macht es notwendig, für den Fortgang des Religionsunterrichtes zu sorgen, nachdem die Lehrer der allgemeinen öffentlichen Volksschulen dieser Verpflichtung entbunden sind. Die Versammlung stimmt dem Vorhaben des Vorsitzenden zu, an die Lehrer der Volksschulen heranzutreten, ob sie geneigt wären, den Religionsunterricht auch weiterhin, wie bisher, freilich aber gegen Bezahlung zu übernehmen.“ Selbst wenn sie dazu geneigt gewesen wären, wurde ihnen das verboten, ebenso der liturgische und kirchenmusikalische Dienst in der Kirche und beim Begräbnis.

Wie sehr Beyer immer noch an einem Miteinander von Ortsgemeinde und Muttergemeinde festhalten wollte, zeigt die Tatsache, dass der zukünftigen Gemeindevertretung neben 35 gewählten Mitgliedern der Pfarrer, die Direktoren des Gymnasiums und der Lehrerbildungsanstalt, der Leiter der Volksschule und der Bürgermeister angehören sollten. Die Protokolle der späteren Sitzungen zeigen freilich, dass diese keineswegs gewillt waren, an den Sitzungen der Kirchengemeinde teilzunehmen.

So war das Werk Wimmers nun wirklich weitgehend zerbrochen. Und die Gemeinde sank in eine gewisse Teilnahmslosigkeit, in der nur mehr die – schlecht besuchten und traurigen – Gottesdienste und die Amtshandlungen etwas an Leben zeigten. Es gab – wie Beyers Nachfolger dann meinte - so gut wie keine Mitarbeiter, der Religionsunterricht, vor allem in den Tochtergemeinden, entfiel fast vollständig, das kirchliche Vereinsleben war eingestellt, die Gliederungen der Partei erfüllten die Orte mit Leben.

Bayer resignierte, seine idealistischen (vielleicht auch naiven) Vorstellungen waren völlig enttäuscht worden. Es blieb ihm – auch angesichts seines Gesundheitszustandes – nichts anderes übrig, als auf die Pension zu warten. Seine Ära war mit einer Katastrophe zu Ende gegangen.

Anmerkung

Der Kern der voranstehenden Ausführungen stammt aus einer im Jahre 1978 für ein geplantes Buch über Oberschützen geschriebenen Darstellung der „Geschichte der Evangelischen Pfarrgemeinde A.B. Oberschützen“, von der bisher bloß der erste Teil (bis zum Jahr 1818) in überarbeiteter Form in „Lebendiges Evangelium“, Blätter aus dem Evang. Diözesanmuseum“ Stoob 2/1985, 3ff, gedruckt worden ist. Ohne dass neue Forschungen angestellt wurden, ist daraus diese Skizze entstanden, zu deren Abfassung neben Quellen aus dem Archiv der Evang. Superintendentur A.B. Eisenstadt und des Evang. Pfarramts Oberschützen vor allem nachfolgende Darstellungen verwendet wurden:

Evangelisch im Burgenland, Katalog der Ausstellung 200 Jahre Toleranzpatent in
Oberschützen 1981

Evangelischer Kirchenbote für das Burgenland, 1ff, Pinkafeld 1925ff

Karl Fiedler, Pfarrer, Lehrer und Förderer der ev. Kirche A.u.H.B. im Burgenland,
Bgl. Forschungen 40, Eisenstadt 1959

Gottfried Fliegenschnee, Hg., Glauben und Bekennen. 200 Jahre Evangelische Kirche

- Oberschützen, Oberschützen o. J. (1985)
- Helmut Frauneder, Oberschützen zwischen den Kriegen, In: Oberschützer Museumsblätter, Folge 3, 2006, 16ff
- „Illusion und Wirklichkeit. Der burgenländische Protestantismus im Jahre 1938“, Katalog der Sonderausstellung im Evang.Diözesanmuseum Stoob, 1988
- Gustav Reingrabner, Dr.Theophil Beyer (1875 – 1952, In: Jahresber.d.Evang.mus.-päd. Realgymnasiums Oberschützen 1975/76
- Ders., Die Evangelische Kirche im Burgenland während des Ständestaates und des Deutschen Reiches, In: Burgenländ. Forschungen, Sonderbd. 7, 1984, 313ff
- Ders., Die Errichtung der Evang. Superintendenzen A.B. Burgenland, In: Stoober Museumsblätter, 1/1984, 5ff
- Ders., Die evangelischen Superintendenten des Burgenlandes – vom Wandel eines Amtes, In: Ebd., 5/1986, 3ff
- Ders., Änderungen der Kirchenstruktur beim Übergang des Burgenlandes zur Republik Österreich, In: Ebd. 6/1987, 32ff
- Ders., Das Schulwesen als Teil des evangelischen Kirchenwesens im heutigen Burgenland Zwischen Toleranzpatent und Anschluss, In: Internat. Kulturhistor.Symposium Mögersdorf 2000, 30, Eisenstadt 2002, 25ff
- Ders., Zur Stellung der Evangelischen und ihrer Kirche im Ständestaat – einige Beobachtungen, in: JbGPrÖ 119/2003, 222ff.
- Hans Hugo Weber, Ergänzungen zum Buch von Karl Fiedler, Pfarrer, .. In: Stoober Museumsblätter 9/1991, 18ff
- Bernhard Hans Zimmermann, u. a., Art. Burgenland In: Handwörterbuch des Grenz- u. Auslandsdeutschtum, I, Breslau 1933/65/9ff.
- Die Aussagen zur Person von D. Theophil Beyer wurden aufgrund von Gesprächen mit Altkurator Otto Graf und den beiden Pfarrern Johann Schmidt und Franz Böhm, sowie Beyers Äußerungen im burgenländischen Kirchenboten formuliert.
- Zitate, die nicht besonders nachgewiesen sind, wurden verschiedenen Beiträgen im Evangelischen Kirchenboten für das Burgenland entnommen, der im Jahre 1940 sein Erscheinen einstellen musste.

Edith Schedl

Eine Reise nach Kesmark

Auf den Spuren von Johann Georg Bruckner (1828 – 1909)

In dem Buch „Was ist des Menschen Leben?“ – Lebenserinnerungen eines Schuhmachermeisters aus Oberschützen – schildert der Verfasser dieses Lebensrückblicks auch seine persönlichen Eindrücke über die Reise nach und den Aufenthalt in Kesmark. Er unternahm diese Fahrt im Jahr 1901, also vor 106 Jahren, um seinen beiden Söhnen, die dort als bedeutende Pädagogen tätig waren, einen Besuch abzustatten.

Wenn dieser Bericht auch den Untertitel „Auf den Spuren von Johann Georg Bruckner...“ trägt, so muss ordnungshalber doch darauf hingewiesen werden, dass unsere Reise nur die Enddestination und die Besichtigung einiger „Merkwürdigkeiten“ dieser Stadt, wie Bruckner es nannte, gemein hatte.

Bruckner fuhr von Oberschützen, dem damaligen Felsőlövö, wohl mit einem Pferdefuhrwerk bis nach Oberwart, denn die Eisenbahn gab es ab Oberschützen ja erst ab 1903. Seine Reise führte ihn mit dem Zug über Pest nach Kesmark in die Zips, im damaligen Oberungarn, heute Ostslowakei.

Unsere Fahrt fand in den Osterferien, im April 2006, mit dem Auto statt und unser Ausgangspunkt war Wien. Um wie viel anders ist unsere Reise in die Zips verlaufen als jene Bruckners? Erreichten wir unser Ziel bereits nach 5 Stunden, war Bruckner noch 24 Stunden unterwegs gewesen.

Was versteht man unter der Zips?

Es handelt sich bei diesem Begriff nicht so sehr um eine Landschaft, als viel mehr um eine historische Verwaltungseinheit (Komitat) des Königreichs Ungarn. Das Gebiet erstreckt sich in der nordöstlichen Slowakei auf der Fläche der Hohen Tatra und östlich davon. Im Süden bilden die Niedere Tatra und das Slowakische Erzgebirge die Grenze, im Westen grenzt die Zips an Liptau. Poprad und Hernad sind die Hauptflüsse. Ein kleiner Teil des Gebietes liegt seit 1918 in Polen. Die Fläche betrug 3.614 km² (vgl. Burgenland: 3.964 km²).

Ernst Hochberger beschreibt dieses Gebiet in seinem Reiseführer „Das große Buch der Slowakei“ folgendermaßen: „...geprägt vom Abbau und der Verwertung reicher Bodenschätze, Handel, Handwerk, weniger von der Landwirtschaft, aber von einem hochstehenden Schulwesen, und in der Neuzeit vom Fremdenverkehr.“ Politisch ist die Landschaft seit 1996 zwischen den Landschaftsverbänden Košický kraj und Prešovský kraj geteilt.

In dieser Region gibt es viele kleine Städte. Die meisten von ihnen entwickelten sich aus deutschen Siedlungen, die für die ab dem 12. Jahrhundert, insbesondere aber nach dem Mongoleneinfall von 1241 ins Land geholten deutsche Siedler (aus Sachsen, Schlesien, Franken und Flandern) gegründet worden waren. Für ihren tatkräftigen Einsatz, wie das Roden von Wäldern, das Erschließen der Erzberge, das Absichern der Grenzen gegen die Mongolen, erhielten die deutschen Kolonisten beachtliche Privilegien, nämlich eine in ganz Europa einzigartige Selbstverwaltung. Diese betraf 24 Städte, darunter auch die von uns besuchten Städte Leutschau und Kesmark (heute Levoča und Kežmarok). Einem geflügelten Wort zufolge sprach man in Oberungarn, zu dem dieses Gebiet damals gehörte, auf den Schlössern Ungarisch, in den Städten Deutsch und auf dem Land Slowakisch, was natürlich einige Rückschlüsse zulässt...

Die Reformation fand nicht nur im Zipser Gebiet, sondern bei allen deutschsprachigen Bewohnern in Oberungarn großen Widerhall. Die Zugehörigkeit zur protestantischen Religionsgemeinschaft und deren Bildungseinrichtungen war wohl das starke Bindeglied zwischen den Absolventen der evangelischen Schulanstalten in Oberschützen und den deutschsprachigen Bewohnern in diesem Teil der Monarchie.

Veränderungen hier und dort

Was hat sich in den 106 Jahren seit Bruckners Reise an der politischen Situation geändert?

Zu Bruckners Zeit waren sowohl Oberschützen als auch Kesmark Teil des ungarischen Königreiches.

Nach dem Zerfall der Monarchie entwickelten sich die beiden Regionen sehr unterschiedlich:

Oberschützen kam mit dem Burgenland 1921 zu Österreich, wurde im „Tausendjährigen Reich“ Teil der Ostmark und nach dem 2. Weltkrieg wieder Teil des Burgenlandes, diesmal in der Zweiten Republik.

Der Verlauf der Geschichte im Zipser Gebiet soll nach einer Textpassage aus Karl - Markus Gauß' „Die versprengten Deutschen“ veranschaulicht werden: Er bezieht sich dabei auf den 105. Geburtstag von Wilma Schlepek aus Spišská Bela, die sechs verschiedene Systeme überlebt hatte. Die ersten Lebensjahre verlebte sie in der k. und k. Monarchie. Ihre Kinder zog sie in den zwei Jahrzehnten der tschechoslowakischen Republik auf, ihre ältesten Söhne musste sie in den Krieg ziehen lassen, als die Slowakei für fünf Jahre Eigenständigkeit erreicht hatte, was jedoch eine „verächtliche Souveränität“ war, da sowohl die Deportation der Juden als auch die Verfolgung und Vertreibung von rund 150 000 Karpatendeutschen akzeptiert bzw. durchgeführt wurde. Von ihren mittleren Jahren bis ins hohe Alter lebte die Frau dann in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik, in der es den Resten der im Land verbliebenen Deutschen nicht gestattet war, sich in ihrer Muttersprache zu unterhalten. Nach ihrem 90. Geburtstag lebte sie ab 1989 kurz in einer tschechischen und slowakischen „Föderation“ und seit 1993 in der Republik Slowakei.

Wie es zu unserer Reise kam und eine besondere Begegnung

Warum hatten sich mein Mann und ich überhaupt zu dieser Reise entschlossen?

Das hatte ganz stark mit der Arbeit am „Bruckner-Buch“ zu tun. In der Danksagung wird u. a. auf einen Herrn Ing. Mikulas Liptak aus Kesmark hingewiesen und das aus folgendem Grund:

Bei der Bearbeitung des Kesmark-Kapitels stieß ich immer wieder auf deutschsprachige Namen der Orte in der Umgebung von Kesmark. Also bediente ich mich des Internets, um ihre aktuelle Bezeichnung ausfindig zu machen, und kam dabei auf die Homepage jenes oben erwähnten Herrn, der der Verleger u. a. auch des Werkes „Das große Buch der Slowakei“ ist. Ich besorgte mir das Buch, fand aber die kleineren Orte dort nicht erwähnt. Mein diesbezügliches e-mail an jenen Herrn wurde sehr freundlich und positiv beantwortet und in der Zwischenzeit hat sich ein sehr netter und konstruktiver Kontakt entwickelt. Als Hr. Liptak nach einer Buchpräsentation in Deutschland durch Wien fuhr, lernten wir einander kennen und ich erzählte ihm von der geplanten Herausgabe des „Bruckner – Buches“. Ab diesem Zeitpunkt begann erst recht eine produktive Zusammenarbeit, d.h. uns wurde die starke ehemalige Verbindung zwischen dem westungarischen Felsőölvö und dem oberungarischen Kesmark bewusst!

Hr. Liptak war zum Zeitpunkt seines damaligen Wien Besuches gerade dabei, ein Buch über den historischen Friedhof von Kesmark herauszugeben, in dem bedeutende und dort beigesetzte und um die Stadt verdiente Persönlichkeiten besonders gewürdigt werden sollten.

Und ab dem Moment, als ich Hr. Liptak das Bild der Familie Bruckner, das ich als Buch – Cover gewählt hatte, zeigte und das 1901 von einem Fotografen in Kesmark fotografiert worden war, begann sich der Kreis zu schließen – immer wieder ein spannender Moment:

In Kesmark befindet sich das Grab von Otto Bruckner, Johann Georg Bruckners sechst-geborenem Kind. Und von Herrn Liptak erfuhr ich erst, welche Spuren es noch heute von Bruckners Nachkommen in Kesmark gibt. Aber das soll an anderer Stelle erörtert werden.

Als mich Hr. Liptak jedoch bat, ihm das Familienfoto für sein inzwischen erschienenenes, wunderschön gestaltetes und interessantes Buch „Persönlichkeiten der Geschichte Kesmarks – Historischer Friedhof“ zur Verfügung zu stellen, da auch Otto Bruckners Verdienste darin gewürdigt werden, tat ich das sehr gerne, da ich analog zum Leitspruch des Museumsvereins Oberschützen ganz stark spürte: Tradition ist nicht die Anbetung der Asche, sondern die Weitergabe des Feuers... Und als Weitergabe des Feuers möchte ich auch gerne meinen Reisebericht sehen.

Ein weiteres „Verbindungsmitglied“ zwischen Oberschützen und Kesmark



Auf dem Kesmarker Friedhof, und daher in dem o. e. Buch besonders hervorgehoben, befindet sich auch das Grab eines weiteren „Verbindungsmitgliedes“ zwischen Oberschützen und Kesmark:

Stefan Linberger, geb. 1825 in Sopron, gest. 1902 in Kesmark, liegt hier begraben und bekam eine imposante, wenngleich jetzt schon sehr renovierungsbedürftige Grabstätte.

Er war als Lehrer, Direktor und Pfarrer im damaligen ungarischen Staatsgebiet tätig. Von 1865 – 1870 war er Direktor der Evangelischen Schulanstalten in Oberschützen, was ja auch von Bruckner beschrieben wird. Von Oberschützen ging er nach Kesmark, wo er ab 1871 als ev. A.B. Pfarrer tätig und maßgeblich am Bau der imposanten neuen Kirche beteiligt war, aber mehr davon später!

Die Reise

Bevor wir unsere Reise antraten, hatten wir, ehrlichkeitshalber soll es hier nicht verschwiegen werden, irrationale Bedenken, welche sowohl die Verkehrswege als auch die Infrastruktur und die Sicherheit des Landes betrafen. Aber wir sollten äußerst angenehm überrascht werden:

An einem herrlich sonnigen Apriltag fuhren wir über Bratislava auf gut ausgebauten Straßen. Wahrscheinlich geht es den Amerikanern ebenso, wenn sie im Ausland unterwegs sind und Mc Donald's Filialen sehen und besuchen, wie es uns ging, als wir im Abstand von etwa 50 Kilometern OMV-Tankstellen mit Raststätte sichteten. Es kam einem irgendwie vertraut vor, und als wir bei einer davon eine Pause einlegten und „standardisierte Qualität“ in Anspruch nehmen konnten, war das schon ein guter Einstieg in ein bis dahin, zu unserer Schande muss es gesagt sein, unbekanntes Nachbarland. Aber natürlich waren wir im Laufe der Tage froh, auch sehr nette und empfehlenswerte einheimische „locations“ kennen gelernt zu haben.



Unsere Route führte uns über Nitra, Banská Bystrica und dann durch das landschaftlich sehr reizvolle Gebiet der Niederen Tatra, wo wir allerdings bestürzt waren über die Folgen eines verheerenden Sturmes im Herbst 2005, mit enormem Windbruch an unzähligen Bäumen.

Unvergesslich wird bleiben, als an diesem sonnigen Frühlingstag mit Wintertemperatur, aber strahlend blauem Himmel, wie aus dem Nichts der Poprad-Ebene plötzlich die schneebedeckten Gipfel des ca. 30 km langen Gebirgszugs der Hohen Tatra aufgetaucht waren!



Wir machten Station in Poprad (früher Deutschendorf), der größten Stadt der Oberzips.

Diese Stadt war ja der erste Ort, den unsere Fahrt mit Bruckners Reise gemein hatte, denn hier traf er auf seine Söhne Karl und Otto, die ihm bis hierher von Kesmark entgegengefahren waren. Wir waren von dem gepflegten Zustand der Stadt und immer wieder von dem Ausblick der weißen Gipfel, die zwischen den Häuserreihen hervorblickten, beeindruckt.

Besonders schön war der nächste Ort, den wir besuchten: Spišská Sobota, das frühere Georgenberg. Liebevoll restaurierte Häuser, mit vorgezogenen Dächern. In dieser Gegend, hart an der polnischen Grenze, gibt es sehr strenge Winter und mit dieser Art der Dächer konnte man die Gehsteige relativ schnee-, aber zumindest dachlawinenfrei halten.

Nun waren wir schon ganz nah an Kesmark, nach Leutschau der zweitbedeutendsten Stadt der Zips.



Der Aufenthalt in Kesmark

Dank Herrn Liptaks Unterstützung fanden wir uns schnell zurecht. Er hatte uns ein Hotel im Zentrum der Stadt empfohlen, und kaum hatten wir unser Zimmer bezogen, als ein Anruf von der Hotelrezeption kam, dass mich Frau Jakubcova, eine Urenkelin Johann Georg Bruckners, sprechen wolle. Auch bei dieser Begegnung hatte Hr. Liptak seine Hände im Spiel gehabt.

Das kurze Gespräch, das ich vorerst mit der Dame, die etwa 70 Jahre alt war, führte, berührte mich tief: Vor mir sah ich eine Frau, die mich in ihrem Äußeren in gewisser Weise an Frau Gisella Bruckner, die ja einige der Leser dieses Reiseberichtes noch gekannt haben werden, erinnerte. Sie war extra mit dem Bus in einer zweistündigen Fahrt angereist gekommen, um mich kennen zu lernen und um sich für meine Arbeit bezüglich des Buches, das ja eigentlich ihr Urgroßvater handschriftlich, sicherlich für seine Nachkommen verfasst hatte, zu bedanken. Sie ist die Enkelin von Karl Bruckner, des ältesten Sohnes von J.G. Bruckner, der in Kesmark Direktor des Evangelischen Lyzeums gewesen war. Und was diese Frau an persönlichem Schicksal in der wechselhaften Geschichte der Zips schon erlebt hat, wäre einen eigenen Bericht wert...

Frau Jakubcova war in Begleitung ihrer jüngeren Schwester, die in Kesmark wohnt, der es aber gesundheitlich nicht gut ging. Frau Jakubcova sprach perfekt Deutsch - es ist ihre Muttersprache und sie war 12 Jahre alt, als sie das Land verlassen musste.

Unser Aufenthalt in Kesmark war eben deshalb so interessant, weil wir einerseits Herrn Liptak, andererseits Frau Jakubcova als ortskundige Betreuer zur Seite hatten.



Unter der sehr fachkundigen Führung von Herrn Liptak hatten wir die Möglichkeit beide evangelischen Kirchen der Stadt, die auch schon von Bruckner besucht worden waren, zu besichtigen. Was für ein Erlebnis, in der alten, 1717 erbauten, geschichtsträchtigen Holzkirche zu stehen, die etwa 1500 Personen Platz bietet.

Diese Artikularkirche musste beim Bau fünf Auflagen entsprechen:

- Als evangelische Kirche musste sie außerhalb der Stadtmauer stehen
- Der Bau eines Fundaments war untersagt (das erklärt wohl die statischen Probleme...)
- Sie durfte keinen Zugang von der Hauptstraße haben
- Das Gebäude durfte keinen Turm haben
- Für den Bau durfte nur Holz verwendet werden, auch die Nägel mussten aus diesem Material sein

Das bedeutete also, dass das Gebäude von außen nicht als Kirche erkennbar sein sollte. Beim Betreten dieses Hauses wird einem vor allem als evangelischem Betrachter, der man eher an schlicht ausgestattete Gotteshäuser gewohnt ist, bewusst, dass alles, was diese Kirche von außen nicht zeigen durfte, in komprimierter Form ins Innere verlegt wurde: Natürlich auch hier alles aus Holz, aber wunderschöne Decken- und Wandmalereien, und die Farbe Gold kam nicht gerade sparsam zum Einsatz.

Heute ist man sich des besonderen Kulturschatzes bewusst und es wurden und werden große Anstrengungen unternommen, um die Statik dieses Gebäudes zu verbessern um es auch weiterhin für die Nachwelt erhalten zu können.



Zu Stefan Linbergers Zeiten fehlte vielleicht für einen Umbau bzw. zur statischen Absicherung das technische Know-how, möglicherweise sehnte man sich auch nach einem repräsentativeren Bau. Es gelang den Kirchenvertretern jedenfalls, kostenlos Projekte von Theophil Hansen, dem Erbauer einiger Ringstraßenbauten in Wien (Parlament, Börse, Kunstakademie), zu erwerben. 1872 erfolgte der Spatenstich der neuen evangelischen Kirche, die nicht nur wie eine Moschee im Orient aussieht, sondern

ursprünglich auch als solche geplant war. Und so befinden sich die außen schlichte und einfache Kirche und der imposante und auch von seiner Farbe dominante „Neubau“ in unmittelbarer Nachbarschaft. Diese neue Kirche besticht aber wiederum in ihrem Inneren durch ihre schlichte Eleganz.

Ein besonderes schönes Erlebnis war, als wir mit den beiden Bruckner Urenkelinnen und Herrn Liptak den Gottesdienst am Palmsonntag in diesem Haus mitfeiern durften. Wir saßen auf der Galerie, von wo wir wieder eine herrliche Aussicht auf die schneebedeckten Tatra Gipfel hatten, aber auch den Blick auf die von Bruckner erwähnte Doppelkanzel - eher eine Seltenheit: scheint eine Erinnerung an jene Zeit zu sein, als im 17. Jh. Disputationen üblich waren - und die Predigt fand natürlich in slowakischer Sprache statt. Dass wir von Herrn Liptak im Flüsterton eine Simultanübersetzung des Gesagten bekam, verlieh dem Ganzen eine ganz besondere persönliche Note.



Prof. Linberger hatte sich laut Bruckner schon in Oberschützen um Ordnung in den Finanzen der Schulanstalten bemüht und durchaus kreative Ideen wie z.B. die Gründung einer Lotterie entwickelt, um die Schuldenlast zu mindern. Er wollte in Oberschützen eine Sparkassa gründen und setzte sich für die Errichtung eines Postamtes ein, stieß aber einerseits beim Gustav-Adolf-Verein, andererseits bei den Gemeindevorstehern auf taube Ohren – seine Stunde scheint in Kesmark geschlagen zu haben:

Trotz enormer finanzieller Schwierigkeiten (Bruckner schreibt „...auch sollen sie sich bei dem Bau ganz ausgeblutet haben...“ S.96) und Einstellung der Bauarbeiten für 11 Jahre (!) konnte die Kirche 1894 eingeweiht werden. Um dieses Projekt verwirklichen zu können, klapperte Linberger das protestantische Europa um finanzielle Unterstützung ab und gab zu diesem Zweck auch ein Buch über die Holzkirche heraus.



In unmittelbarer Nähe zu den beiden Kirchen befindet sich das Evangelische Lyzeum, dessen Direktor Karl Bruckner, der älteste Sohn Johann Georg Bruckners, war. Frau Eva Jakubcova, eine Enkelin Karls (auf dem Cover des Bruckner Buches ist ihr Großvater links außen sitzend zu sehen und auf Seite 116 ist ihr Vater rechts außen abgebildet), hatte Tränen in den Augen, als sie uns zeigte, welche Räumlichkeiten ihre Großeltern in diesem Gebäude, vor der Vertreibung im Jahr 1944, bewohnt hatten. Ihr Großvater war zu diesem Zeitpunkt schon 81 Jahre alt, als er die

Zips zunächst nach Pressburg verlassen musste, wo er, da er ein Pflegefall war, im Diakonissenheim untergebracht war. Aber auch dort konnte er nicht bleiben und musste seine Flucht nach Pinkafeld fortsetzen, wo er 1945 nach einem Schlaganfall verstarb. Auf seinen letzten Stationen wurde er begleitet von seiner Haushälterin, Frau Petronella Cornelia Lunntzer, genannt Nellus, an die sich bestimmt einige LeserInnen werden erinnern können: Sie war später als Krankenschwester im Bundeskonvikt in Oberschützen tätig gewesen und liegt nun am Oberschützer Friedhof begraben. Heute befindet sich in dem 1775 erbauten Lyceum eine sehenswerte Bibliothek mit einem Bestand von 150 000 Büchern, davon 55 Wiegendrucke (bis 1500) und 2600 Drucke aus dem 16. Jahrhundert.

Wir wurden auch zur Hotelová Akadémia Otta Brucknera, die sich schräg gegenüber unserem Hotel befand, geführt. Bei dieser Schule handelt es sich um „die“ Hotelfachschule der Ostslowakei, mit vielen internationalen Kontakten. Hier erfuhren wir, dass Otto, der zweitälteste Sohn Johann Georg Bruckners, der Begründer einer evangelischen Mädchenbürgerschule, später Familienschule, im Wesentlichen die Voraussetzungen für die heutige Hotelfachschule schuf. Seit 1997 trägt diese Schule auch Otto Bruckners Namen! Das ist der Bruckner Sohn, der im historischen Friedhof von Kesmark begraben liegt.



Aber es gab noch einen weitem Sohn J. G. Bruckners, Viktor (1877-1962), der eng mit Kesmark verbunden war: Er war Historiker und verfasste zahlreiche Schriften zur Geschichte Kesmarks in ungarischer, deutscher und lateinischer Sprache.

Wir besichtigten das Schloss Thököly und bewunderten auch den wunderschönen Renaissance-Glockenturm, gleich hinter unserem Hotel.

Aber besonders berührt waren wir, als wir mit Frau Jakubcova im Speisesaal unseres Hotels saßen und sie uns wehmütig erzählte, dass dieses Haus einst, vor der Enteignung, ihren Großeltern mütterlicherseits gehört hatte und dass in jenem Raum, in dem wir gerade saßen, ihre Tante Klavierstunden gegeben hatte...

Die Umgebung von Kesmark

Mit Frau Jakubcova besuchten wir Leutschau und waren beeindruckt von der Schönheit der Stadt mit dem Hauptplatz, der sich als harmonisches Ganzes präsentiert, bestehend aus vorbildlich renovierten Bürgerhäusern, der Jakobskirche, der zweitgrößten Kirche der Slowakei, dem Pranger, dem Gerichtsgebäude... Hier hatte Frau Jakubcova, als sie nach der Vertreibung wieder ins Land zurückkam, zwei Jahre ihrer Gymnasialzeit verbracht, und man konnte der liebenswerten Dame ansehen, wie gerne sie sich daran zurück erinnerte.



Sie begleitete uns auch auf unserer weiteren Fahrt zum Zipser Kapitel, einem abgeschlossenen geistlichen Bezirk, bestehend aus einem Benediktinerkloster, der beeindruckenden Kathedrale des heiligen Martin, einem Jesuitengymnasium und dem erzbischöflichen Seminar. Dieser Gebäudekomplex wirkte auf uns wie eine Festung.



Diese, nämlich die Zipser Burg, die noch als Ruine gewaltig wirkt, liegt jedoch auf dem gegenüberliegenden Berg. Beide, die Zipser Burg und das Zipser Kapitel wurden von der UNESCO 1993 zum Weltkulturerbe ernannt. Dazwischen befindet sich eine der trostlosen Roma-Gemeinden, von denen wir auf unserer Fahrt mehrere zu Gesicht bekommen haben.

Dieses „Problem“ wurde von Bruckner nicht erwähnt. Zu seiner Zeit kam es wohl zu selteneren Berührungspunkten mit den Angehörigen dieser Volksgruppe, bzw. waren sie damals noch nicht in für sie fremde Gebiete umgesiedelt worden, in denen sie sich offenbar nicht zurecht und keine Perspektive finden.

Zu diesem speziellen Thema kann ich interessierten Lesern das Buch von Karl-Markus Gauß, „Die Hundeesser von Svinia“ empfehlen.

Unsere Retourfahrt führte uns über Martin, wo wir Frau Jakubcova in ihre Wohnung brachten und die uns einen authentischen Bericht über die Besetzung im Jahr 1968 durch russische Truppen lieferte, und weiter über Zilina nach Wien.

Resümee

Diese Reise, bei der es nicht nur um die Abspulung eines Touristenprogrammes ging, sondern die geprägt war durch persönliche Kontakte, machte uns bewusst, welchen Aktionsradius die Menschen unserer Region im 19. Jahrhundert bereits hatten und welche Verbindungen und Parallelen es zwischen den Bildungsorten Kesmark und Oberschützen gab, oder vielleicht noch gibt? Aber das wäre vielleicht ein eigenes Projekt.

Quellenverzeichnis:

Johann Georg Bruckner, Was ist des Menschen Leben? Lebenserinnerungen eines Schuhmachermeisters aus Oberschützen (Hrsg. Edith Schedl), edition lex liszt 12, Oberwart 2005

Karl-Markus-Gauß, Die versprengten Deutschen. Unterwegs in Litauen, durch die Zips und am Schwarzen Meer, Zsolnay Verlag, Wien 2005

Ernst Hochberger, Das große Buch der Slowakei. 3000 Stickworte zur Kultur, Kultur, Kunst, Landschaft, Natur, Geschichte, Wirtschaft, Sinn, 2003⁴

„Persönlichkeiten der Geschichte Kesmarks – Historischer Friedhof“ Vivit, Kezmarok 2005

Gustav Reingrabner

Literatur in Oberschützen – eine bescheidene Hinführung

Durch lange Zeit war jede Form von literarischer Betätigung, die sich an sich gar nicht so sehr von der der wissenschaftlichen Arbeit unterschied, eine Sache der Adeligen und der Bürger, keineswegs aber der Bewohner von Dörfern. Bürger und Adelige waren entweder selbst in dieser Weise tätig oder übten eine Mäcenatentätigkeit aus, für die ihnen Gelehrte und Literaten zur Verfügung standen. Das begann mit dem Humanismus und setzte sich in der Barockzeit durchaus fort. Nicht wenige dieser Literaten oder Wissenschaftler waren Pfarrer, wobei die Zahl der evangelischen unter ihnen nicht eben klein war. Das begann im westungarischen Raum mit **Stephan Beythe** in Güssing und reichte bis zu **Matthias Bél** in Pressburg. Und als Beispiel für jene Bürger, die selbst in dieser Form kulturelle Tätigkeiten zeigten, soll lediglich der Ödenburger Bürgermeister **Dr. Christoph Lackner** angeführt werden. In den Dörfern fanden sich da und dort Geistliche, die das eine oder andere zur kulturellen Entwicklung beitrugen, doch zeigte sich, dass gerade diese in vielen Fällen in die Herrschaftszentren oder Städte übersiedelten, wo sie nicht nur mehr Aufmerksamkeit fanden, sondern wo ihnen auch erheblich mehr Material zur Fundierung ihrer Arbeiten zur Verfügung stand. Von diesen wäre wohl am ehesten der Deutschkreutzer Prediger Grgur Mekinic, der dem Brauch der Zeit nach seinen Namen in Pythiraeus geändert hat, zu nennen, der deutsche evangelische Kirchenlieder ins Kroatische übersetzte und in Form zweier Liederbücher herausgab. Das blieben im Grenzgebiet zwischen Ungarn und den habsburgischen Erbländen bis gegen 1800 eher isolierte Leistungen. Erst dann begann eine Entwicklung, die nach und nach die Bewohner der Dörfer erreichte und auch dort zu literarischen Leistungen führte.

Ausgangspunkt dafür war im heutigen Südburgenland Oberschützen, genauer gesagt die Person des von 1818 bis 1848 dort tätigen Pfarrers **Gottlieb August Wimmer**. Er hat sowohl selbst druckfähige Werke geschaffen, als auch die Verbreitung von Druckschriften angeregt und mit Eifer betrieben. Mit Unterstützung der Britischen Bibelgesellschaft richtete er in Oberschützen (Verlagsort) und Güns (Druckerei) eine förmliche Bibelanstalt ein, die ihre Drucke bis weit in den Südosten hinein vertrieb. Dazu kamen aber auch andere Texte, wie das Augsburger Bekenntnis oder auch Bücher für den liturgischen Gebrauch. Bei dem Gesangbuch „**Geistliche Gesänge**“ überschritten sich die verlegerische und die literarische Tätigkeit. Wimmer übernahm zwar einen Grundbestandteil aus Preußen, änderte aber die Zusammensetzung des in etlichen Auflagen erscheinenden (und bis gegen die Mitte des 20. Jahrhunderts noch in einigen Gemeinden in Verwendung stehenden) Gesangbuches, wobei auch einige Dichtungen aus seiner Feder Aufnahme fanden. Eine eigenständige Leistung, die freilich von verschiedenen Vorbildern, wie den Arbeiten des in Zurndorf geborenen Ignaz Aurel Fessler abhängig war, war seine „**Liturgie**“, also ein Gottesdienstbuch. Erst später sind dann theologische Traktate bekannt, die er zu aktuellen (und in Bremen, wo er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, strittigen) Themen verfasste. Aber schon vorher, in Oberschützen, entstanden **mehrere Bände eines Handbuches der Geographie**. Dabei war das Wesentliche, dass Wimmer Landschaften schilderte, also sogenannte „Landschaftsbilder“ entstehen ließ, die eigentlich irgendwo an der Grenze zwischen wissenschaftlicher und literarischer Leistung lagen.

Wesentlich war an dieser Tätigkeit des Oberschützer Pfarrers doch zweierlei: a) Es gelang ihm anscheinend, in seiner Gemeinde einzelne Gemeindeglieder dazu anzuregen, Berichte über ihr Leben zu schreiben („Chroniken“). b) Er lehnte jeglichen Gebrauch der Mundart ab, die er als minderwertig ansah, weil das Bleiben in ihr den Weg zu wirklicher Bildung zu versperren schien. Damit war er in mehrfacher Hinsicht ein Kind seiner Zeit. Es ging zwar um

die „Stimmen der Völker in ihren Liedern“, wie das Johann Gottfried Herder formulierte, aber in einer standardisierten Sprache. In diese Richtung wirkte der alte Gegner von Wimmer, Superintendent von Kis in Ödenburg, der sich um eine ungarische Literatursprache bemühte, und Wimmer eben auch selbst, dem es in ähnlicher Weise um das Deutsch ging, von dem er hoffte, dass es doch aus den lokalen Besonderheiten und traditionell-verhafteten Sprachformen heraus kommen könnte und auch einfachen Menschen, also den Bauern in seiner Gemeinde, in dieser gehobenen Form zur Verfügung stehen, also von ihnen so gebraucht werden sollte.

Für die weitere Entwicklung der „Literatur in Oberschützen“ wurde natürlich die Existenz der dort bestehenden **Schulanstalten von erheblicher Bedeutung**. Das hatte doch verschiedene Aspekte. Zum einen waren die Lehrer an der Anstalt gehalten, in den Jahresberichten gelegentlich irgendwelche Arbeiten zu veröffentlichen, die zwar vor allem wissenschaftlichen Charakter hatten, aber doch auch literarische Ansprüche erhoben. Zum anderen erfolgte in den Anstalten eine Auseinandersetzung mit den vorhandenen literarischen Werken, die sichtlich gewisses Echo erweckten. Schließlich soll auch auf den – zwar vorwiegend ungarische Zeitschriften und Werke benützenden – **Leseverein** unter den Professoren hingewiesen werden, der doch so etwas wie eine Institutionalisierung gewisser Bemühungen um die Literatur brachte.

Jene Absolventen der Lehrerbildungsanstalt, die während des Studiums die Werke der klassischen Literatur kennen gelernt haben, wurden dann in ihren Verwendungsorten mit den Formen der lokalen Kultur, die man heute wieder einmal gerne mit „Volkskultur“ bezeichnet, nachdem dieser Begriff jetzt eine Zeit lang eher ungern verwendet worden ist, bekannt und erkannten deren Bedeutung. Das konnten die Siedlungs- und Hausformen sein, das konnten aber auch die mündlich weiter gegebenen Erzählungen, also **Sagen und Märchen** sein. Mit beiden beschäftigten sich doch einige, von denen hier lediglich **Johann Reinhard Bünker** genannt werden soll. Sie erkannten in der schlichten Sprachgestalt und in der einfachen Form doch die Tiefe der Überzeugung und den literarischen Wert.

Anders war es bei manchem Geistlichen, der in Oberschützen (oder Ödenburg) das Gymnasium absolviert hatte. Da gab es nur wenige wirkliche lyrische Talente, aber doch recht viele, die sich immer wieder genötigt sahen, zu irgendwelchen kirchlichen Festen Lobpreis- und Dankgedichte zu verfassen. In diesen war natürlich für die Mundart kein Platz. Das schloss schon die Verwendung (auf eine bekannte Kirchenliedmelodie gesungen) im festlichen Gottesdienst aus. Das ergab das, was man „Gebrauchslyrik“, gereimte Pfarrerpoesie oder ähnlich genannt hat.

Natürlich gab es das auch bei den Schulmeistern, denn auch sie hatten bei Bedarf derartige Produkte vorzulegen, die zur Erhebung der Gemüter und zur Darstellung der Gefühle der in einer Feier Versammelten dienen mussten, wie das Daniel Friedrich Schleiermacher einmal für den Gottesdienst gewünscht hatte. Aber freilich, daneben wirkte sich bei ihnen das Vorbild der Volkspoesie aus. Und es begann jene **Mundartdichtung**, die gegen 1900 (und etwas später) tatsächlich erstmals größere Bedeutung gewann.

Da stand sie aber auch schon zum Teil im Dienst einer – nicht parteipolitischen, aber gerade deshalb eminent politischen – Sache. Es ging um die Bewahrung des Heimatlichen gegenüber den Gleichschaltungsbestrebungen einer zentralistischen ungarischen Regierung. Das konnte man jedenfalls den Magyarisierungsbestrebungen entgegensetzen, denen man ansonsten – schon wegen der Geldmittel, die für die Existenz der Anstalten dringend notwendig waren und die eben unter diesen Bedingungen gegeben wurden – ziemlich hilflos ausgeliefert war. Und gerade Oberschützen war ein Ort, wo das Bedeutung gewann – hier standen auf der einen

Seite die Gemeinden und ein erheblicher Teil ihrer Lehrer, auf der anderen Seite aber ein großer Teil der Professoren an den höheren Anstalten, die man doch in hohem Maße als Magyaronen wird ansehen müssen. Es war ja auch kein Zufall, dass die erste kleine „Landeskunde“ über das neue Burgenland bereits im Jahr 1924 von einem Oberschützer Lehrer, der auch mit allerlei methodischen Beiträgen zum Unterricht, insbesondere auch zum evangelischen Religionsunterricht hervorgetreten ist, **Josef Karner**, verfasst und veröffentlicht worden ist. Freilich ging es nicht so sehr um das neue Bundesland – da gab man sich eher vorsichtig und misstrauisch, denn mit dem, was sich da in Wien ereignete, war man doch nicht unbedingt zufrieden. Und man wusste sich vor allem mit jenen Deutschen verbunden, die durch die Grenzziehung von 1921 in Ungarn verblieben waren (oder gar zur Tschechoslowakei geschlagen worden sind). Es ging eher um die Bewahrung der eigenen Kultur, die eben in der Muttersprache, in der Sprache der Heimat, ausgedrückt werden konnte. Und da bot sich der Begriff des „Hianzn“ als jener an, der frei von aktuellen politischen Verquickungen für dieses Heimatbewusstsein stehen und verwendet werden konnte. Das war dann auch das Kontinuierliche gegenüber den Jahren vor dem „Anschluss“, das hielt die eigene Identität aufrecht.

Und es war zwar für jene, die nach Wien oder Graz zum Studium gingen, unangenehm, dort ihren heimatlichen Dialekt verwenden zu müssen (auch wenn sie die Hochsprache versuchten, merkte man deutlich genug, wo sie her kamen). Sie fühlten sich – wie das Pfarrer Wimmer einst gesehen hatte – dadurch diskriminiert. Aber zuhause, da konnte man schon in dieser Sprache dichten und Geschichten erzählen. Die konnte man auch dort brauchen, wo man in geselliger Runde beisammen war oder meinte, volksbildnerisch-unterhaltend tätig zu sein.

Nach und nach ging aber diese Welle über Oberschützen hinaus. Da gehörte der Güssinger **Josef Reichl** ebenso dazu wie **Matthes Nitsch** vom Heideboden. Und es waren nicht mehr nur Lehrer, die sich getrauten, ihre literarischen Produkte abzufassen. Aber in Oberschützen, da hielt sich doch eine gewisse Tradition, nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil **Johann Neubauer** hierher zurückkehrte. Freilich war er da von all den neuen Entwicklungen schon weit entfernt und keineswegs mehr repräsentativ für die weitere Entwicklung der burgenländischen Mundartdichtung, wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg da und dort einsetzte und – mühsam genug – eine breitere Öffentlichkeit erreichte.

Und noch etwas hörte auf, das mit Wimmer hier begonnen hatte, die Pfarrerpoesie. Die Generation der zwischen 1880 und 1900 geborenen evangelischen Pfarrer war wohl die letzte, die wirklich und in größerem Umfang literarische Produkte hervorbrachte. Nicht immer waren sie von großer lyrischer Qualität und in der Prosa auch keineswegs immer mit einem angemessenen literarischem Niveau, vielmehr recht stark zweckbestimmt und engagiert, aber doch immerhin verwendbar und Ausdruck einer bestimmten Weltsicht und Frömmigkeitshaltung. Das hörte auf, denn was jetzt von Pfarrern geschrieben wurde, hatte ganz andere Dimensionen und Absichten.

Ging das Hand in Hand mit dem Abreißen der Traditionen der Hausandachten oder war es einfach das Ende dieser heimatbezogenen Einstellung, die seit etwa 1930 immer stärker von anderen Faktoren und Beweggründen (gewissermaßen großräumiger orientierter Art) überdeckt wurde? Oder ist es das Ende der Überzeugung von der „sapientia et pietas“ im Schulbetrieb und in der Erziehung gewesen, wie es in den neuhumanistischen, ganz stark von der Kultur in Ungarn beeinflussten älteren Erziehungstheorie und dem entsprechenden Selbstverständnis der Lehrer gegeben war? Es lässt sich das derzeit kaum sagen, vielleicht auch deshalb, weil man noch keineswegs zureichend genug darüber nachgedacht hat.

Und das ist vielleicht das Erstaunlichste an dem Phänomen. Abgesehen von Franz Probst hat sich kaum jemand wirklich mit der literarischen Bedeutung von Oberschützen und der dortigen evangelischen Schulanstalten sorgfältig genug beschäftigt. Da standen andere Interessen und Absichten im Vordergrund, die es ja bisher auch nicht zuließen, dass wirkliche Leistungen im Dienste der heimatlichen Sprache, wie die Mundartkartei des Johann Neubauer ausgewertet und veröffentlicht wurden. Es bleibt also noch eine Menge zu tun, zumal dabei auch die Veränderungen im Dialekt, in seinem Wortbestand und seiner Klangfarbe berücksichtigt werden müssten. Aber vielleicht beginnt es tatsächlich einmal damit, dass man sich den Biographien jener Oberschützer (oder hier tätig Gewesenen) zuwendet, die für das Phänomen „Literatur in Oberschützen“ von Bedeutung gewesen sind – Johannes Ebenspanger, Josef Karner und Johann Neubauer.

Wolfgang Salzer

Einführung in das literarische Werk Hans Neubauers

Wenn in unserer Zeit von Texten in hianzischer Mundart die Rede ist, dann kommt wohl niemand am Werk des Oberschützers Hans Neubauer vorbei. Kein anderer mir bekannter Autor hat in allen 3 Dichtungsgattungen, der Epik, Lyrik und Dramatik, ähnlich Vorbildhaftes geschaffen wie er, bei bestimmt nur wenigen Schöpfern mundartlicher Texte verbindet sich die Liebe zur südburgenländischen Mundart derart erfolgreich mit sprachlicher Kraft, Einfallsreichtum und poetischer Begabung.

Diese meine Behauptung möchte ich im Folgenden mit Hilfe eines Überblicks über die Texte Neubauers und mit einigen Analysen seiner Werke untermauern.



Einige werden sich fragen, wie gerade ein „Nicht-Hianz“ dazukommt, über einen Mundartautor zu referieren, werden vermutlich meinen, da wären mit diesem sprachlichen Umfeld Vertrautere eher berufen. Aber vielleicht ist gerade der Blick von außen bei solchen Unterfangen mitunter der schärfere, weniger von der selbstverständlichen Verbundenheit mit der vertrauten Sprache geprägte, vielleicht aber ist dieser Blick auch weniger durch Vorurteile und eine im Bereich der Mundartdichtung oft vorhandene falsche Bescheidenheit belastet – ich meine jedenfalls,

dass auch ein gebürtiger Kärntner durchaus ertragreich mit Texten in hianzischer Sprache umgehen kann.

Meine ersten Begegnungen mit den Texten Neubauers erfolgten nicht sehr intensiv durch Bekanntschaft mit seinen jüngeren Büchern, „Kianigi Spanl“ und „Vier Liachter af 'n Kraonz“. Eine viel unmittelbarere Bekanntschaft mit seiner Sprache wurde mir aber durch meine Mitgliedschaft in der „Hianzenbühne Oberschützen“ ermöglicht, und ich kann ruhig sagen, dass ich sie dadurch schätzen und lieben gelernt habe. Auch wenn ich in meinen Rollen natürlich der „Nicht-Hianz“ bleiben musste, so habe ich doch so viel von der Musikalität, lautlichen Vielfalt und klanglichen Schönheit des Hianzischen in mich aufnehmen können, dass mir die Sprache meiner 2. Heimat ans Herz gewachsen ist. Wirklich möglich gemacht hat das aber erst die gestalterische Kraft, mit der Hans Neubauer diese Sprache zu beherrschen weiß.

Bevor ich nun im Einzelnen auf den Autor und sein Werk eingehe, möchte ich, gewissermaßen zur Auflockerung – wie später auch noch – einen kleinen Hianzisch-Test veranstalten, mit dessen Hilfe der einigermaßen sprachkundige Leser prüfen kann, wie stark spezielle hianzische Begriffe noch im Sprach-Bewusstsein der heutigen Menschen verankert sind, zugleich soll auch klar werden, mit welcher Selbstverständlichkeit Hans Neubauer mit allen Schattierungen dieser Sprache umzugehen weiß.

Welche hochdeutsche Bedeutung haben die folgenden Wörter?¹

dahma, sindln, verd

¹ Worterklärungen vor dem Literaturverzeichnis auf der letzten Seite dieses Aufsatzes

Ich gebe zu, dass mir anfangs die Lektüre der Neubauer-Texte nicht leicht gefallen ist, das lag aber weniger an den seltenen, mundartspezifischen Ausdrücken, als viel mehr an der lautlichen Transkription, an die sich vor allem der Nicht-Hianz gewöhnen muss. Aber auch viele Begriffe bereiteten Probleme, wie erfasst man z.B. ohne Erklärung die ganzen "itzen"-Wörter wie guamitzn (gähnen), auwitzn (seufzen), krähbitzn (rülpsen), kakitzn (krächzen, hüsteln) oder gigitzn (stottern)? Weiters gebe ich zu, dass für mich die Worterklärungen in den Büchern durchaus etwas zahlreicher sein könnten, das neue Burgenländische Mundart-Wörterbuch sollte da doch einige Abhilfe schaffen können.

Aber nun zu Hans Neubauer selbst. Eigentlich würde es sich gehören, aus Anlass des 80. Geburtstags ausführlich das Leben des Autors zu würdigen. Wenn ich jetzt nur kurz auf seine Biographie eingehe, dann vor allem deswegen, weil Hans Neubauer kürzlich selbst einen autobiographischen Text über seine Zeit in Oberschützen verfasst hat, und wer wäre wohl berufener als er, die Höhen und Tiefen seines Lebens authentisch darzustellen?

Dennoch ganz kurz eine Zusammenfassung seines Lebenslaufs: 1926 in eine Bauernfamilie in der Oberschützer Hauptstraße geboren, aufgrund seiner Begabung zur höheren Schulbildung berufen, gehört er zu der sehr belasteten Generation, der schon in jungen Jahren der Kriegsdienst aufgebürdet wurde. Für ihn wurde diese Belastung zu einer lebenslangen, denn eine katastrophale Verwundung zum Ende des Krieges zwang ihn nicht nur zu zweijährigem Spitalsaufenthalt, sondern fordert seitdem ungeheure Kräfte im Ertragen körperlicher Beeinträchtigung. Als Leser seiner Texte fragt man sich, woher ein Mann mit diesem Schicksal die innere Ruhe und Stärke nehmen konnte, die für die Entwicklung der vielen schönen Bilder bäuerlicher Ausgeglichenheit und Beständigkeit wohl notwendig sind – oder ist die Quelle dieser Stärke gerade im erlittenen Leid zu suchen?

Zielstrebig verfolgte er auch seinen beruflichen Werdegang. Er hätte gerne in Oberschützen unterrichtet, wurde aber aufgrund verschiedener Umstände Volksschullehrer in Rohrbrunn und war dort von 1963 bis zu seiner Pensionierung 1983 Schulleiter. Wie viel dem langjährigen Oberschulrat das Lehrersein bedeutet hat, kann man an zahlreichen Texten ablesen, die sich mit Schule, Schülern und dem Lehrberuf beschäftigen. Es war aber auch die Voraussetzung dafür, dass es ihm zum Anliegen wurde, seinen Schülern und darüber hinaus seinen Mitbürgern die Bedeutung der bäuerlich-südburgenländischen Traditionen und mit ihnen auch die Schönheiten der Sprache dieses Raumes nahe zu bringen.

Zur beruflichen gesellte sich parallel die familiäre Festigung: 1948 heiratete Hans Neubauer seine Frau Maria, die ihm 1950 den Sohn Wilhelm gebar. Seine Frau, Sohn und Schwiegertochter und später die beiden Enkelkinder Ursula und Vera ließen ihn die Kraft des familiären Umfelds nicht nur in seinen Texten, sondern auch persönlich erleben. Hans Neubauer hat seine Frau – trotz seiner eigenen Behinderung – in den letzten Jahren bis zu ihrem Tod im August 2006 aufopferungsvoll gepflegt. Nun ist er wieder in seinen Geburtsort, damit zu seinen Wurzeln, denen er sich immer verpflichtet fühlte, zurückgekehrt.

Wie aus den mir zugänglichen Quellen und auch aus mündlichen Berichten sehr deutlich wurde, sieht sich Hans Neubauer als Autor vor allem in der Nachfolge des bekanntesten Mundartdichters der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Josef Reichl. Der Mundartforscher Franz Probst hat in der Werkausgabe der Texte Reichls von 1981 in einem umfangreichen Aufsatz² die Geschichte der hianzischen Dichtung sehr schön zusammengefasst, und da haben 2 Autoren einen besonderen Namen: Das war Josef Reichl selbst und lange vor ihm der

² Franz Probst: Josef Reichl und die heinzische Mundartdichtung. Aus: Josef Reichl, Werke, Bd. 3, Eisenstadt 1981, S. 57ff

aus Kukmirn stammende und in Oberschützen als "Professor und Direktor der evangelischen Schulanstalten" tätige Johannes Ebenspanger. Dieser hat gerade im Raum Oberwart eine ganze Reihe von Mitstreitern im mundartlichen Schaffen finden können, unter ihnen den 1880 in Oberschützen geborenen Johann Neubauer, dessen Lyrikband "Hienzische Blimal" wegweisend wurde für eine ganze Generation von Mundartautoren des heutigen Burgenlandes", wie es Probst formuliert³. So dürfte es auch für Hans Neubauer gewesen sein; in einer Hausarbeit über den Autor von Judith Horvath findet sich die Anmerkung, dass er aus Respekt und Bescheidenheit zu Lebzeiten Johann Neubauers keine Gedichte veröffentlichte, sondern sie nur "im privaten Bereich und für Lesungen bei dörflichen Festen"⁴ verwendete. Die Namensgleichheit hat übrigens dazu beigetragen, dass der Autor sich in seinen Publikationen „Hans“ Neubauer nannte.

Von seinem Deutschlehrer in Eisenstadt für Reichl begeistert, begann Hans Neubauer schon bald eigene Texte zu verfassen. Ab 1949 schrieb er regelmäßig für die Kulturzeitschrift "Volk und Heimat". Vor allem aber waren es die vielfältigen Anlässe seiner Lehrertätigkeit und seiner Aufgaben in Rohrbrunn, die ihn immer wieder zum Schreiben drängten. So wurden die Theaterstücke für die örtliche Laiengruppe verfasst, Erzählungen und Gedichte für verschiedene Abende gestaltet. Bald wurde aber auch der Rundfunk auf Hans Neubauer aufmerksam, es gab Hörspielfassungen seiner Texte, Lesungen beim Rundfunk in Graz und im Studio Burgenland. Im Auftrag des Volksbildungswerkes war Hans Neubauer oftmals Vertreter des Burgenlandes bei gesamtösterreichischen Tagungen, bei denen er über die Mundart des Burgenlandes referierte und auch eigene Texte las. Er gewann mit seinen Texten Preise und erfuhr einige öffentliche Anerkennung.

Nun der 2. „Hianzisch-Test“:

Was bedeuten gaflih, strauzi, schuiln?

I. Die gedruckten Textausgaben

Dass Hans Neubauer die vorhin erwähnte Anerkennung durchaus zusteht, soll die folgende Werkübersicht⁵ und eine knappe Analyse seiner Texte erweisen:

Der Dichter hat 4 Bände mit eigenen Texten herausgegeben, dazu sind mehrere seiner Theaterstücke einzeln durch das Volksbildungswerk als Vervielfältigungen von Typoskripten herausgegeben worden. Der als Erstes erschienene Text „Mia Heanznleut“ ist vergriffen, alle anderen Werkausgaben sind noch erhältlich, Interessierte können sich direkt an den Autor wenden. Sie gehören für mich zur Pflichtlektüre jedes aufrechten „Hianz“.

Betrachtet man die Bücher Hans Neubauers, dann fällt auf, dass er immer bemüht war, seinen Texten einen Rahmen zu geben, sie systematisch zu gliedern und derart eine übersichtliche, auch thematische Struktur zu schaffen.

1. **„Mia Heanznleut.** Geschichten in der Mundart des südlichen Burgenlandes", 1962 in der Serie "Lebendiges Wort" im Verlag Welsermühl erschienen.

Dieses Bändchen mit 12 Erzählungen ist in 3 Abschnitte mit jeweils 4 Texten gegliedert.

- a. „Die Leut“ erzählt von den Überlegungen und Erinnerungen des "Nähnl" (Großvaters), die ihn von seinen Zahnschmerzen ablenken („s'Zähndweh“), vom Erlebnis zweier Ferkeleinkäufer in der nahen Steiermark, wo sie mit ihrer Gewohnheit

³ Probst, a. a. O., S. 75

⁴ Judith Horvath: Der burgenländische Mundartdichter Hans Neubauer, Leben und Werk, S.5

⁵ siehe auch das Literaturverzeichnis

des „Nötns“ bei vollen Schüsseln hungrig zu bleiben drohen („*Wenn ma sih nötn löußt*“), die Geschichte von der Tratschsucht dreier Dorfweiber, die sich mit ihren falschen Verdächtigungen kräftig blamieren („*In Michl sei Ehr*“), und von den Dissonanzen zweier Brüder, die erst nach Jahren wieder zueinander finden („*Zwoa Brüada*“).

- b. „*Ba da Arbeit*“ gibt uns Einblick in die Bodenverbundenheit eines in die Stadt Gezogenen, betont den Wert der Älteren, vor allem der „Nahnl“ (Großmutter), für das Funktionieren des Bauernlebens („*Wann d’ Nahnl nit waa*“), erzählt von bäuerlichen Sorgen und Glück beim „*Troadschnitt*“ und unterhält mit den lustigen Situationen der Nachbarschaftsgemeinschaft beim „*Kukaritzhäutn*“.
- c. „*In der Wirtsstüb’n*“: Die vier heiteren Geschichten erzählen von der Schlaueit eines durstigen Knechtes, der Schadenfreude über einen Großsprecher, der geträumten Höllenfahrt des alten Jockl und von dem Streich, der einem Betrunkenen gespielt wird, wobei ironische Kritik am Wirt nicht ausgespart bleibt.

Alle 12 Erzählungen spiegeln die Liebe zur bäuerlichen Welt des Dorfes, die Achtung vor ihren Figuren, ihrem einfachen, aber harten Leben. Dabei wird aber auf jede Verklärung dieser Welt verzichtet, ja immer wieder werden ironisch-kritische Blicke auf die Menschen geworfen. Die 4 Erzählungen des ersten Abschnitts sind übrigens später auch sehr erfolgreich als heitere Einakter bearbeitet worden. Die Erzählung „*Troadschnitt*“ wurde bei einem Preisausschreiben des Volksbildungswerkes mit dem 1. Preis ausgezeichnet.

2. „**Holm und Ähran. Gedichte und Geschichten in südburgenländischer Mundart**“, 1989 im Eigenverlag erschienen, enthält epische und lyrische Texte. Auch dieser Band zeigt wieder ganz regelmäßigen Aufbau, der in ähnlicher Symmetrie dann auch bei den beiden folgenden Büchern eingehalten wird:

Es gibt ein Geleitgedicht und einige – hier 7 – thematische Abschnitte, die entweder Gedichte oder Erzählungen enthalten. Jeder von den 4 Lyrikteilen enthält 8 Gedichte, jeder epische Abschnitt 4 Erzählungen, sodass wir also 33 Gedichte und 12 Erzählungen vorfinden. Natürlich verarbeiten die Texte ganz unterschiedliche Motive. Leitthema ist das bäuerliche Leben, schon das Titelgedicht vergleicht Halm und Ähre mit dem menschlichen Dasein. Eine große Rolle spielen der Ablauf des Jahres, menschliche Beziehungen und Schwächen, Humor und Heimatverbundenheit.

- a. „*A Joahr is schnöll um!*“ heißt der erste Abschnitt, der 8 Gedichte zum Jahreskreislauf enthält, wobei Natur und Mensch stets in Wechselbeziehung stehen. So wird z.B. das Leben des Menschen dem der Blumen verglichen, in seiner Vergänglichkeit, aber auch in seiner positiven Verwurzelung und Lebensbejahung.
- b. Mit dem Motto „*Uaner braucht in aondern!*“ sind 4 Erzählungen unterschiedlicher Thematik zusammengefasst: von der Aussöhnung zweier Zerstrittener durch einen Unfall beim Christbaumsuchen, dem vergeblichen Versuch des Nähnl seinen Enkel zu beruhigen, dem zu groß geratenen Buckelkorb, der nicht mehr bei der Tür hinausgeht, bis hin zum nächtlichen Mondbewunderer, der nicht glauben kann, dass es da oben kein Leben und nur Steine gibt.
- c. „*D’ Liab warmt oder sengt!*“ heißt der nächste Abschnitt mit 8 Gedichten, in denen ganz unterschiedliche Schattierungen der Liebe Ausdruck finden, z.B. die eifersüchtig – zornig – hingebungsvolle Verehrung des Mädchens in „*Schöns Diandl*“, die

Warnung vor der Falschheit des anderen in „*Es steht nit dafüa*“, der Verlust durch Untreue in „*Ban Kerschbam*“ sowie Verlust und Einsamkeit in „*Alluan*“.

- d. Die nächste Gruppe von 4 Erzählungen trägt das *Motto* „*Schodn und Spoutt sein Brüader!*“. Die Texte weisen eine deutlich erzieherische „Lehre“ und durchaus auch satirische Aussagekraft auf. Als Beispiel möchte ich die Geschichte von den „*Politischn Kürbissn*“ anführen. Darin wird vom Aberglauben erzählt, dass Kürbisse umso besser wachsen, je mehr bei ihrem Setzen gelogen wird; am Höhepunkt erhalten wir den – zeitlosen – Rat, beim nächsten Mal einfach die Wahlzettel der Politiker vorzulesen.
- e. „*As Lebm is a hoarti Schul!*“ bringt 8 Gedichte um Schule und Lebenslehren, in denen sichtlich auch die Lehrer-Erfahrungen Hans Neubauers gespiegelt sind, wie vor allem das Gedicht „*Der olti Lehrer*“ deutlich vermuten lässt. Wir finden aber auch Düsteres, wie z.B. den selbstverschuldeten Niedergang eines Bauern bis hin zum Bettler in „*O(b)ghaust*“. Besonders möchte ich noch zwei Texte hervorheben: „*A hoater Stroah*“ verarbeitet das offenbar der Wirklichkeit entnommene Los einer Familie, die in wenigen Tagen zwei Schicksalsschläge ertragen muss. Und „*Pfüat Goutt*“ wählt die ungewöhnliche, aber sehr gefühlvolle Perspektive des persönlichen Abschieds eines Verstorbenen von Welt, Haus und Familie, erfüllt von Trost und Hoffnung – eines der innigsten mir bekannten Totengedichte in deutscher Sprache
- f. Unter dem Titel „*A Locha reinigt d' Söl!*“ fasst Hans Neubauer 4 heitere Erzählungen um die Feuerwehr in der Kriegszeit, um Jägerlatein und Geschehnisse um den „*Sautanz*“ (Traditionen um das Schweineschlachten) zusammen.
- g. „*Dahuam is's am besten!*“ ist das *Motto* für die abschließenden 8 Gedichte des Bandes, in denen der Autor vor allem seiner Heimatverbundenheit Ausdruck verleiht, der Verbundenheit mit Dorf und Familie, seiner Liebe zum Burgenland. Im Gedicht „*Dahuam*“ erleben wir diese Verbundenheit anhand der Gedanken und Empfindungen eines Heimkehrenden, das Schlussgedicht „*Mei Burgenland*“ kann man durchaus als Hymne des Hianzenlandes auffassen. Aber in ihnen steckt auch einiges Nachdenken über die Welt, Nachdenken über menschliche Wesenszüge, wie man überhaupt behaupten kann, dass Hans Neubauer über die ländlichen Stereotype hinaus viel an allgemein-menschlicher Erfahrung und Tiefe in seine Texte einzubringen weiß.



Die Musikalität in Rhythmus und Sprache vieler Gedichte hat schon Hans Neubauers Sohn Willi zu Vertonungen angeregt. Später wurden einige vom Oberschützer Musikerzieher und Chorleiter Gerhard Nußbaumer in einem Sammelband „*Hianzenlieder*“ für gemischten Chor und Männerchor einfühlsam vertont.

Es folgt der 3. Hianzisch-Test:

Was bedeuten: Geferling, quianglatzn, zustern?

3. 1985 erschien, wieder im Eigenverlag, ein ähnlich gestalteter Band unter dem Titel „*Kianigi Spanl. Heitere Gedichte und Geschichten in südburgenländischer Mundart*“. Hier finden wir wieder die symmetrische Anordnung des Inhalts, es gibt 5 thematisch gestaltete Kapitel, die alle dieselbe Struktur aufweisen: Auf ein Einleitungsgedicht folgen hintereinander 2 Erzählungen, 2 Gedichte, 2 Erzählungen, 2 Gedichte, 2 Erzählungen und das Abschlussgedicht, sodass jedes Kapitel 6 Gedichte und 6 Erzählungen enthält. Mit dem Titelgedicht sind in dem Band 31 Gedichte und 30 Erzählungen abgedruckt, also eine beachtliche Text-Anzahl.

Am Anfang steht das programmatisch gestaltete Gedicht „*Kianigi Spanl*“: So wie die harzigen Späne das Feuer entfachen, sollen die Texte innerlich erwärmen. Im Unterschied zu „*Holm und Ähran*“ sind in diesem Band, der Untertitel macht es von Anfang an klar, vor allem heitere, lehrhafte Texte gesammelt, die meist durch einen deutlichen Höhepunkt, eine Pointe, ausgezeichnet sind.

- a. Der erste Abschnitt heißt „*Die Gsundheit is as holbi Lebm!*“ und enthält Texte ums eingebilddete oder tatsächliche Kranksein, aber auch solche zur inneren Gesundheit, zu menschlichen Werten und zu Selbstüberschätzung, z.B. im Gedicht „*Büld dir nix ein*“, das uns bewusst macht, dass der Mensch zu 90% aus Wasser besteht und sein Wert daher unerheblich ist. Komisch die Geschichte vom kränklichen Landbriefträger, dem der Arzt rät, mehr Bewegung zu machen, oder das Gedicht vom fidelen Edi, der nur Rotwein trinkt, weil man den bei den Blutkontrollen nicht sehen kann, oder vom Arzt, der seinem Vater das Trinken und Rauchen verbietet, worauf der meint: „*Däis hob ich davaon*“, nämlich dass ich dich habe studieren lassen!
- b. Texte um Frauen und Mädchen bringt das Kapitel „*Die Weiberleut hobm ihre Mucken!*“, auch hier dominieren satirische Inhalte. Als Beispiel seien 2 Texte erwähnt: „*’s Festessn*“, die Geschichte vom Gust, der bei der Holzarbeit im Wald beklagt, dass alle seinen Geburtstag vergessen hätten, dann hoch erfreut ist, als er zu Hause ein Festessen vorfindet – aber nicht wegen seines Geburtstags, sondern weil die Kühltruhe defekt wurde und möglichst viel verkocht werden musste. Im Gedicht „*Neuigkeiten*“ tratschen zwei Frauen über einen Beinbruch und einen Ehebruch – es endet mit dem Vers „*Ban Bua(n)bruch schreit nur uaner, ban Ehbruch ’s gaonzi Doarf*“. Wir erfahren aber auch einiges von dörflichen Bräuchen, z.B. wird in der Erzählung „*Die Kernstrouß*“ berichtet, wie Frauen nach dem Entkernen der Kürbisse zwei älteren Nachbarn eine „Kernstraße“ streuen, die nachts festfriert, daher längere Zeit sichtbar bleibt und letztlich positive Folgen für das Paar zeitigt.
- c. „*Ah die Maonnsbülde sain kuani Waser!*“ heißt der dritte Abschnitt. Er enthält Texte um männliches Gehabe, Prahlerei und (Un-)Sitten, aber auch Zeitkritisches. Als Beispiel greife ich die Erzählung „*Stouckterrish*“ heraus: Die Hausleute haben Besuch aus Wien, die Tochter samt ihrer Familie. Die beiden Kinder, Bub und Mädchen, sind äußerlich kaum zu unterscheiden, rauchen heimlich und kauen ständig Kaugummi. Der alte fast taube Nähnl glaubt allerdings, dass beide gleichzeitig mit ihm reden. Komisch auch die Geschichte von den beiden Rentnern, die vergeblich hoffen in der Stadt ihre Kirchensteuer herunterhandeln zu können, dabei aber durch mehrfaches Einkehren viel mehr Geld ausgeben, als die Kirchensteuer ausmacht („*Die Kihransteuer*“).
- d. Nach Frauen und Männern beschäftigt sich der vierte Abschnitt mit dem Eheleben: „*Zan Ehlebn ghörn vül Lehrjoar!*“. Er enthält Texte um Hochzeit, Ehestand, Ehesituationen und –konflikte. In der Erzählung „*Hohzattermin*“ fordert der Göt

(Taufpate) des Bräutigams diesen auf, erst zu Ostern zu heiraten, damit er seine Frau nicht ohne Arbeitsleistung über den Winter durchfüttern muss – worauf sich dieser einen anderen Beistand sucht. Ernsthafter die Erzählung „Z’vül gredt“, in der zuerst „er“ viele leere Worte spricht, bis er „sie“ hat, „sie“ später so viel schimpft, bis „er“ ständig ins Wirtshaus geht und beide abhausen. Schließlich reden vor allem die Nachbarn und sie trennen sich. Schlussfolgerung: Zum Reden müssen immer auch echtes Bemühen und wahrhaftes Tun hinzukommen.

- e. Das Schlusskapitel trägt den Namen „*In uan gfreut däis, in aondern dos!*“. Es enthält Texte mit vermischten Themen, etwa um Hobbys und Freizeitaktivitäten im Dorf, aber auch um dörfliche Figuren und rhetorische Schlagfertigkeit. Satirisches überwiegt hier eindeutig: Im 1. Gedicht, „*’s Loub*“ beklagt sich der lyrische Sprecher über menschlichen Neid und Hochmut, darüber, dass so wenig gelobt wird: Zum Loben haben die Menschen nur einen Mund, zum Schimpfen aber zehn! In der Erzählung „*Auwanschiert*“ wird Thurl von seiner resoluten Frau unter Druck gesetzt und verspricht, sich nicht mehr zum Schriftführer des Gesangsvereins machen zu lassen. Er hält sein Versprechen – man hat ihn zum Obmann gewählt!

4. „**Viar Liachter af’n Kraonz.** *Gedichte, Geschichten und Schulspele für Advent und Weihnachten in südburgenländischer Mundart*“. Nach den überwiegend heiteren Texten des 3. Bandes erscheint 1996 wieder im Eigenverlag das bislang letzte Buch Hans Neubauers. Dabei ist der Titel natürlich Programm und deutet zugleich die Struktur des Bändchens an, es gibt vier Abschnitte. Am Beginn steht das Titelgedicht, in dem die vier Kerzen des Adventkranzes als Symbol für das Ende der Finsternis aufgefasst werden. Jeder der 4 Teile beginnt mit 2 Gedichten, darauf folgen 1 Erzählung, weitere 2 Gedichte und noch 1 Erzählung. Insgesamt enthält der Band also 17 Gedichte und 8 Erzählungen mit vorweihnachtlichen Themen, zwei von ihnen sind früheren Büchern entnommen. Die Texte spiegeln natürlich auch bekannte Advent-Motive, diese werden aber eingebettet in das traditionelle dörfliche vorweihnachtliche Tun, sind getragen von viel Gläubigkeit und Gottvertrauen. Auch verhaltene Kritik am zeitgeistigen Weihnachtsrummel wird dabei nicht ausgespart.

- a. „*Ua Kirzn brinnt!*“ heißt der erste Abschnitt. Die Gedichte spiegeln die kalte, neblige Winterstimmung und schildern im Gegensatz dazu die Geborgenheit der Stube, die Hoffnung auf die Sonne über uns. Die Erzählung „*Die Adventfeier*“ bietet in schlichter Gefühlsbetontheit das Motiv des Amerika-Auswanderers, der wegen einer schweren Erkrankung der Mutter zurückkommt und gerade während der Adventfeier am Kriegerdenkmal eintrifft. In „*Der Teddybär*“ wird vom Erlebnis einer Mutter erzählt, die auf dem Wochenmarkt für ihren Buben einen neuen Teddy kauft, diesen aber dann einem armen Flüchtlingskind schenkt und damit wahre Weihnachtsfreude beschert und erlebt.
- b. „*Zwoa Kirzan brinna!*“: Die Gedichte dieses Teiles enthalten vor allem das Motiv des wärmenden Lichtes, der erwartungsvollen Vorfreude. In „*Weihnachten kimmt*“ finden wir die Bedeutung der Kindheitserinnerungen, die Bedeutung der Heimat als Ort weihnachtlichen Friedens. Ergreifend die Erzählung vom Fronturlauber, der zu Fuß in kalter Winternacht vom Bahnhof in sein Heimatdorf wandert. Seine Gedanken rund um die Kriegerlebnisse, seine Empfindungen beim Heimkommen erzeugen tiefe Friedenssehnsucht, echte Adventstimmung („*Wieder dahuam*“).
- c. „*Drei Kirzan brinna!*“: Hier finden sich Texte, die von den Vorbereitungen für Weihnachten erzählen, wir lesen aber auch von der Freude, die anderen gemacht wird,

von Hoffnung auf dauerhaften weihnachtlichen Frieden. Einer alten Frau, die ein schweres Leben hinter sich gebracht hat, erweisen Lehrerin und Kinder eine Weihnachtsüberraschung („*A Stäuberl van Guldanan Sunnta*“), der alte, einsame Lehrer erlebt durch seine Schülerinnen und Schüler freundlichere Weihnachten („*A Bamerl für 'n Lehrer*“). Beeindruckend die drängende Aufforderung „*Mochts auf!*“ in dem gleichnamigen Gedicht, das das Motiv der Herbergssuche aufgreift und uns ermahnt, niemanden draußen stehen zu lassen – sonst könnte es uns vor dem „letzten Tor“ einmal ebenso ergehen wie den Ausgeschlossenen.

- d. „*Olli vier Kirzan brinna!*“ heißt der Schlussteil. Die vier Gedichte malen die Weihnachtsbotschaft unmittelbar aus: Christus, ein Beispiel für die Welt, gibt Hoffnung, verspricht Rettung, Christus, das Licht in der Finsternis. Die beiden Erzählungen berichten von zwei Menschen mit besonderen weihnachtlichen Erinnerungen: Der kleine Bub, der die ersehnte Geige erst am Morgen nach dem Heiligen Abend bekommt („*Wia 's Christkindl zwoamul kemma is*“), der „Schuister-Voter“, ein in Bescheidenheit zufriedener Lebensphilosoph, der auch mit sehr einfachen Weihnachten zufrieden ist („*Wouhin mit der Wölt?*“).

Thematisch lag es nahe, in diese Sammlung von Advent- und Weihnachtstexten auch die beiden Schulspele, die sich der Advent- und Weihnachtszeit widmen, einzubauen. Sie werden weiter unten im Zusammenhang mit den dramatischen Texten Hans Neubauers vorgestellt.

In Summe umfassen die 4 Neubauer-Bände also 67 Erzählungen und 80 Gedichte, kein so schmales Werk, wie man bei oberflächlicher Abschätzung der Bücher meinen könnte. Nicht nur den Umfang gilt es zu würdigen, sondern auch die Qualität der Texte. Deshalb soll nun ihre Gestaltungsform untersucht werden.

Und hier der 4. Hianzisch Test:

Was bedeuten Rait, Güaml, griabm?

II. Formale Analyse

Untersucht man die Texte Neubauers in Hinblick auf ihren Aufbau, erkennt man, wie vielfältig auch ihre formale Gestaltung ausgeführt ist, welche Formbeherrschung dem Autor eigen ist.

Die Gedichte:



Volkstümliche Lyrik kann sich natürlich nicht in formalen Experimenten ergehen, ihr ebenmäßiger Bau ist gewissermaßen ein Gattungskriterium. Nicht selten sind solche Texte aber von Holprigkeiten, Unregelmäßigkeiten in Vers und Strophenbau geprägt – nicht so bei Hans Neubauer. Er ist sogar ein Perfektionist der Form. Der Gleichklang im Reim, die Gleichmäßigkeit des Rhythmus sind fast ausnahmslos vollkommen gewahrt, und es ist oft erstaunlich, wie der Autor die Besonderheiten des Hianzischen einzusetzen imstande ist, um Reim und Rhythmus zu perfektionieren.

Natürlich dominieren die traditionellen Formen des Strophenbaus, vor allem 4- und 8-zeilige Strophen, wie sie in der volkstümlichen Lyrik geradezu die Norm sind, aber auch in diesem Bereich gibt es Vielfalt: 6-, 12-, 16-Zeiler, oder etwa die 5-Zeiler in „*Weihnachtsglockan*“ und „*Schöns Diandl*“ und der 7-Zeiler in „*A hoata Stroa*“, eher seltene Formen innerhalb der deutschsprachigen Lyrik.:

Wundersoami Weihnachtsglouckan,
läut't-s üns eini tuif ins Gmüat!
Loußt-s üns oft ba enkern Klinga
wieder wia ols Kinder singa,
dass ma d'hali(ge) Weihnacht gspüa(r)t!⁶

„Uamul nouh foh(r)n!“
Der Traktor hammerlt laut.
Dou hout's in Votern
gach van Sitz oaghaut!
Er auwitzt nouh - - -
und tuit an letztn Schroa!
Af d' Nocht scho rost't er wochsgöl(b) af der Boahr.⁷

Auffällig ist in zahlreichen Gedichten auch eine Neigung zu Kehrrainen, also identischen oder ähnlichen Versen in den einzelnen Strophen eines Textes, mitunter wird auch nur ein Teil eines Verses wiederholt. Beispiele dafür bieten die Gedichte „*Wos houst-d' da?*“, „*Es steht nit dafüa(r)!*“, „*Wia wa(r)s?*“, „*Üahlas Bo(ch) – herüahlas Bo(ch)*“, „*Pfüat Goutt*“, „*Is maonchmul a To(g)*“, „*Ma möchat holt ge(r)n*“, „*Mei' Burgnlaond*“ aus „*Holm und Ähran*“ und „*Af Weihnachten zui*“ aus „*Vier Liachter af 'n Kraonz*“.

Auch die Abfolge der Reime weiß Neubauer vielfältig zu gestalten. Es dominieren Strophen, in denen nur die geraden Verse (also 2, 4) reimen, die ungeraden reimlos bleiben, es finden sich aber auch paarweise gereimte Texte, Kreuzreime und vereinzelt geradezu kunstvolle Reimfolgen, etwa in „*Wie wars*“ aus „*Holm und Ähran*“ die Folge abcddeec.

Verse 2 und 4:	„Jo, Himmlfix-Laudon!“	a
	schült zwider d' olt Nahnl:	b
	„Heint kimm ich nit z'hoazn,	c
	bringts kianigi Spanl!“ ⁸	b
Paarreim:	Ban Kerschbam durt üntn im Grobm,	a
	hout d' Liab just as Recht mäissn hobm!	a
	Der Mai locht glei nouhmul sou schön,	b
	waonn zwoa sih van Herzn verstehn. ⁹	b
Kreuzreim:	Der Hiarist zünd't die Walder aon,	a
	hiatz gluichtn s' gölb und rot!	b
	Der Wind sturmt über s' Föld davoun	a
	und peitscht die jungi Soot. ¹⁰	b

⁶ „Weihnachtsglouckan“, Holm und Ähran, S. 14, Vier Liachter af 'n Kraonz, S. 65

⁷ „A hoarter Stroah“, Holm und Ähran, S. 65

⁸ „Kianigi Spanl“ aus dem gleichnamigen Sammelband, S. 3

⁹ „Ban Kerschbam durt üntn...“, Holm und Ähran, S. 41

¹⁰ „Hiarist“, Holm und Ähran, S. 12

Ungewöhnlich:	Wia wa(r)'s,	a
	waonn-s-d' ua(n)mul locha tat'st,	b
	nit goar sou külwi schau(n)?	c
	Dei' Zwider wurd sih gebm,	d
	d' Augn tatn wieder lebm,	d
	a Sunnstrohl wurd glei kemma	e
	und 's Gwölk van Gsicht wegnehma -	e
	gschwind wa(r) dei' Grant davou(n)! ¹¹	c

Eine Analyse der verwendeten Taktarten belegt die Varianz auch auf diesem Gebiet: Viele Gedichte sind in 2-silbigen Takten (in der Mehrzahl im Jambus [unbetonte + betonte Silbe], aber auch im Trochäus [betonte+unbetonte Silbe]) verfasst, und ich habe schon darauf verwiesen, wie perfekt diese Abfolge von Hebungen und Senkungen, also betonten und unbetonten Silben, durchgehalten ist. Es gibt aber auch zahlreiche Texte mit 3-silbigen Takten, die ja akustisch einen lebhafteren, tänzerischen Rhythmus ergeben. Dabei beginnt Neubauer die Verse oft mit einer unbetonten Silbe, sodass man bei einigen durchaus von einem Auftakt sprechen könnte.

Jamben:	Am Háuptplotz hóuts scha wíeder kléscht, weil s' góar sou nárrisch fóhn! ¹²
Trochäen:	„Díandl, bléib a wéngerl stéhn, túan mia Érdbiar brócka géhn! ¹³
3-silbige Takte:	(Mia) séin wia di Blüámerln, (däi) wóchsn und tréibm (und) kléwa an Súmmer long blüáhrad nur bléibm. ¹⁴

Die Analyse der Verlängen belegt eine Vorliebe für kürzere Verse, über 4 Takte, also 8 oder 12 Silben, gehen sie selten hinaus. In vielen Gedichten kürzt Hans Neubauer die geraden Verse (die ja fast immer auch die gereimten sind) um einen Takt, was besonderes Klanggewicht auf diese Verse legt und den Reim betont.

Vül Stroußan zuign sih af der Wölt	4 Takte (8 Silben)
und bloatn dih umher:	3 Takte (6 Silben)
Hinum, herum, bergauf, tolo(b),	4 Takte
grodaus und kreuz und quer. ¹⁵	3 Takte

Lyrische Bilder:

Mundartliche Lyrik kann natürlich nicht so schwierige oder ungewöhnliche Bilder gestalten, wie das in der neueren Lyrik vielfach üblich ist. Sie muss ihre Themen ebenso beachten wie ihr Publikum. Es ist also nur konsequent, wenn sich Hans Neubauer in seinen Gedichten einer durchaus konventionellen Bildersprache bedient.

Da findet sich z.B. immer wieder der Vergleich zwischen Natur und menschlichem Dasein: Der stürmische März wird der gärenden Jugend gleichgesetzt, der Mai dem Mädchen, der

¹¹ „Wia wa(r)s?“, Holm und Ähran, S. 38

¹² „'s Roti Kreuz“, Kianigi Spanl“, S. 16

¹³ „Erdbiar brocka“, Holm und Ähran, S. 36

¹⁴ „Die Wurzl holt 's Lebm“, Holm und Ähran, S. 9

¹⁵ „Die Strouß“, Holm und Ähran, S. 85

Herbst dem Lebensabend. Blume und Blüte werden zum Symbol menschlichen Lebens, der Bach wird symbolhaft für Trennendes verwendet, die Straße für das Unterwegssein.

In „*Ban Kerschbam durt üntn...*“¹⁶ zeigt jede Strophe einen anderen symbolischen Bezug, der Mai steht für Glück, Bach und Mühle symbolisieren die Vergänglichkeit der Liebe, das Kreuz den durch Liebe verursachten Kummer. Und „*Die Wölt*“¹⁷ hat sogar Vergleiche als Grundthema, da wird die Welt einer Kugel, einem Stern, einem Windrad, der Hölle und Himmel gleichgesetzt. Im Leitgedicht von „*Kianigi Spanl*“¹⁸ steht die Wärme, die von harzigen Spänen kommt, für die wärmende Kraft des Humors.

Der Autor besitzt aber durchaus auch die sprachliche Kraft zu ungewöhnlichen Metaphern, wie etwa „der Glauben is a Glander“¹⁹ oder „(der Nebel) frisst sih eini bis in d’ Bua(n)“²⁰.

Immer wieder gestaltet Hans Neubauer auch Rollengedichte, die als Ganzes für menschliches (Fehl-) Verhalten stehen, z. B. in „*Der Keuschler*“²¹ oder in „*Der Engl*“²².

Und nun der letzte Hianzisch-Test:

Was bedeuten zwirnen, schieder, lerschn?

Die Erzählungen:

Auch die Analyse der Erzählungen ist lohnend. Die meisten von ihnen sind einfach und übersichtlich gestaltet, haben leicht überschaubaren Umfang. Die heiteren Geschichten, vor allem in „*Kianigi Spanl*“, zeichnen sich durch einen pointenartigen Schluss aus, der dem Ende besonderes Gewicht verleiht, sie sind sozusagen auf dieses Ende hin konzipiert. Überwiegend sind es Beispielgeschichten, die menschliche Verhaltensweisen, Gewohnheiten und besondere Figuren illustrieren.

Ein auktorialer, allwissender Erzähler führt den Leser durch das Geschehen, er weiß um die Gedanken, Gefühle seiner Figuren Bescheid, kennt ihre Erinnerungen und baut diese häufig ins Geschehen ein.

In zahlreichen Texten tritt der Erzähler aber auch wertend und kommentierend auf oder er gibt seine eigenen Ansichten wieder. Am Anfang von „*Zwoa Brüada*“ etwa ist er überzeugt, dass viele Leser seine Geschichte nicht glauben werden, und stellt fest, dass sie jedenfalls nicht seine Erfindung ist:

Ich waoß’s scha in voraus, dass ma(r) nit olli däi Gschicht glaubn ween, däi ih hiaz dazöhl’n möcht; und douh, si is woahr! Meina Söl, wirklih und ehrli woahr. Ih muan, souwos Merkwüdig’s loussat sih goar nit recht erfindn, und der besti Gschichtnschreiber is ollimul nouh as Leben sölba gwäin.²³

In anderen versucht der Erzähler die Wahrheit des Dargestellten dadurch zu steigern, dass er eine Figur des Textes erzählen lässt, z.B. den Jockl in „*Der Jockl und d’ Höll*“²⁴. Die Wahrhaftigkeit des dargestellten Geschehens soll auch dadurch betont werden, dass der

¹⁶ Holm und Ähran, S. 41

¹⁷ Holm und Ähran, S. 88

¹⁸ Holm und Ähran, S. 3

¹⁹ „Advent“, Vier Liachter af ’n Kraonz, S. 7

²⁰ „Nebhto(g)“, Vier Liachter af ’n Kraonz, S. 14

²¹ Holm und Ähran, S. 90

²² Kianigi Spanl, S. 34

²³ Mia Heanznleut, S. 17

²⁴ Mia Heanznleut, S. 53

Erzähler sich bloß als Vermittler, „Nacherzähler“ ausgibt. Das geht so weit, dass er in „*Die Feuerwerk(l)er*“ sogar anmerkt: „Und waonn 's dalougn is, oft luig ih holt ah“²⁵. In „*A schöner Empfaong*“ heißt es am Anfang:

„Oub s' wirklih sou verlaft is, däi Begebtheit, kaonn ich nit sicher behauptn. Oba uaner va säi, däi dabeigwäin sein, hout s' aktrat sou weiterdazöhl, und mehr wüll ich ah nit tuan.“²⁶

Mitunter stellt sich der Erzähler auch als recht zerstreut dar, wenn er z.B. in „*Schlau muß ma sein*“ den Erzähl-Faden verliert: „...wia gsog, der Pauli – wos hob ich hiaz gleich sogn wölln? – ah so, dais hob ich sogn wööl, dass...“²⁷, oder wenn er sich in der selben Geschichte zur Ordnung ruft: „Und hiaz sein ma(r) just durt, wou ich hin hob wölln“²⁸. Im gleichen Text gestaltet er auch den Zeitablauf seines Erzählens sehr willkürlich: „Ich muan völli, mir drahn gleich am besten die Uhr nouh um a holbi Stund vüari.“²⁹

Auch die direkte Vorstellung der Figuren durch den Erzähler findet sich, etwa in „*Die guitr Jogdhund*“³⁰ oder in „*Mitsaomt 'n Beuschl*“ Dort heißt es: „Nebm' an Gustl ols Hauptperson is ah nouh der Ruip-Ferdl beteiligt gwäin bei dera Gschicht.“³¹

Häufig gibt es ein allgemeingültiges – oft auch ausführliches – Statement des Erzählers am Anfang oder Schluss der Texte, nicht selten werden Sprichwörter oder sprichwortähnliche Formulierungen in ihrer zeitlosen Aussage und Gültigkeit eingebaut.³²

Einzelne Texte zeichnen sich auch durch die Betonung direktsprachlicher Elemente aus, Dialoge in „*In Michl sei Ehr*“³³ oder „*Wenn ma sih nötn loußt*“³⁴, aber auch der monologische Bewusstseinsstrom einer einzelnen Figur, z.B. in „*s'Zähndweh*“³⁵, Ihre beinahe dramatische Disposition hat wohl dazu beigetragen, dass einige als Einakter für die Bühne bearbeitet wurden.

Erzählzeit ist überwiegend das aktualisierende Präsens, nicht wie in epischen Texten üblich das Präteritum. Dadurch soll wohl auch das Zeitlose des Dargestellten betont werden, wird der Erzähler zum referierenden Beobachter. Die Retrospektive verwendet dann oft das – im Süddeutschen ja als Erzählzeit übliche – Perfekt.

III. Die Dramentexte:

Hans Neubauers Theaterstücke sind leider noch nicht gesammelt herausgegeben, obwohl sie das meiner Überzeugung nach durchaus verdienen. Die meisten wurden vom Burgenländischen Volksbildungswerk aufgelegt, einzelne auch als Hörspiele gesendet.

Sie alle thematisieren die positive bäuerliche Welt des Dorfes, oft im Gegensatz zur anonymen, moralisch fragwürdigen Welt der Großstadt. Aber Hans Neubauer verzichtet dabei durchaus auf Schwarzweißzeichnungen, zeigt auch Probleme und Konflikte innerhalb der Landbevölkerung auf. Ganz im Gegensatz dazu hat er selbst die fragwürdigen Darstellungen

²⁵ Kianigi Spanl, S. 90

²⁶ Kianigi Spanl, S. 92

²⁷ Mia Heanznleut, S. 49

²⁸ Mia Heanznleut, S. 49

²⁹ Mia Heanznleut, S. 52

³⁰ Holm und Ähran, S. 75

³¹ Holm und Ähran, S. 53

³² Siehe unten das Kapitel „Sprichwörtliches“

³³ Mia Heanznleut, S. 12

³⁴ Mia Heanznleut, S. 9

³⁵ Mia Heanznleut, S. 5

des Landlebens etwa in der Löwingerbühne erlebt, und dagegen wollte er ganz bewusst ein anderes, positives, echtes Bild des Bauernlebens setzen. Geschrieben wurden die Texte auch für Aufführungen der örtlichen Theatergruppe in Rohrburn, alle frühen Texte erlebten dort ihre Uraufführungen. Es gab aber auch Rundfunkbearbeitungen, ja sogar eine Auftragsarbeit der Burgenländischen Landsmannschaft in Graz zu einem Einakter („*Die büllige Martinigaons*“). Seit den 90er-Jahren ist Oberschützen mit der von Hans Neubauers Sohn Willi geleiteten „Hianzenbühne“ erste „Heimstatt“ der Stücke, hier erlebten seine jüngsten Texte, die direkt für diese ambitionierte Gruppe geschrieben wurden, sehr erfolgreiche Uraufführungen.

Die Bühnenstücke in chronologischer Abfolge ihrer Entstehung:

- 1953 „D’ Huamat is stiarker!“, Volksstück in 3 Akten
- 1954 „Bauernsunnta“, ländliche Szenenfolge in 4 Bildern
- 1963 „Die büllige Martinigaons“, heiterer Einakter
- 1974 „’s Hundsveigerl“, Volksstück in 4 Akten
- 1982 „D’ Noarnkopfn“, Volksstück in 4 Akten
- 1999 „Der letzte Gang“, ein Mysterienspiel
- 2004 „Der G’wissenswurm“ nach Anzengruber, bearbeitet in hianzischer Mundart, gemeinsam mit Willi Neubauer
- 2006 „Der John aus Amerika“, eine typisch burgenländische Geschichte in hianzischer Mundart in 5 Akten, gemeinsam mit Willi Neubauer

Dazu kommen 3 Schulschpiele in gereimter Form mit Gesang:

„Wos braucht ma auf an Bauerndorf“, „As Bamerl im Winterwold“ („Advent im Märchenwald“)

„O Jubel, o Freud“, weihnachtliches Schulschpiel mit Gesang in 3 Bildern.

Dass Hans Neubauer ein angeborenes „Gespür“ für wirksame dramatische Elemente hat, belegen auch einige seiner heiteren Erzählungen, die in Einakter umgearbeitet wurden. Solche Bearbeitungen gibt es von „s’Zähndweh“, „Zwoa Brüader“, „In Michl sei Ehr“, „Da Zuzl“, „Waonn ma sih nötn loußt“ und „A Schüssl voll Kropfn“.

Insgesamt hat Neubauer also als Dramatiker 6 abendfüllende Stücke, 7 Einakter, 3 Schulschpiele und 1 Mysterienspiel geschaffen – auch das ein durchaus umfangreiches Œuvre. Allen seinen Stücken liegt ein klares Thema, eine Konfliktsituation zugrunde, die natürlich im bäuerlichen Leben und seiner Gefährdung ihren Ursprung hat. Eingebettet ist das Geschehen – bis auf Teile des Mysterienspiels „*Der letzte Gang*“ – auch hier in die hianzische Sprache, auch als Dramatiker versteht es Hans Neubauer, die Schönheiten, Wendungen und seltenen Ausdrücke des Hianzischen seinen Figuren wie selbstverständlich in den Mund zu legen, auch hier ist er Bewahrer dieser Sprache und darüber hinaus der bäuerlich-dörflichen Lebenskultur.

Die Stücke im Einzelnen:

1. „D’ Huamat is stiarker!“, Volksstück in 3 Aufzügen:

Die Bauerntochter Rosl möchte unter dem Einfluss ihrer Freundin Mitzi und bestärkt von ihrer überarbeiteten Mutter ihr Glück in der Stadt suchen, als Hausangestellte bei „besseren Leuten“. Ihr Vater und ihr Großvater machen sich große Sorgen um ihre Zukunft, aber auch um das Schicksal des Hofes. Sie wünschen sich den tüchtigen Landarbeiter Karl als Rosls Mann und zukünftigen Bauer auf dem Hof. Rosl hat Karl zwar gern, setzt aber ihren Willen schließlich doch durch. – Im Haus des reichen Advokaten Dr. Schaberl in Wien lernt sie aber bald die Schattenseiten des Großstadtlebens kennen, die

Oberflächlichkeit, Anonymität und Unmoral der „Oberen“. Zugleich wird ihr der Wert des Lebens, der Landschaft, der Arbeit zu Hause bewusst, fühlt sie sich ihren Wurzeln immer mehr verpflichtet. Die Heimat ist stärker, und diese Erkenntnis und ihre Liebe ermöglichen es auch, die gestörte Beziehung zu Karl ins Lot zu bringen und damit die Zukunft des Hofes zu sichern.

Besonders gelungen an der Figurenzeichnung erscheint mir die Gegenüberstellung von Land- und Stadtmenschen:

Der Bauer, der Großvater, Hias und dessen Sohn Karl sind als positive Exponenten des Bauerntums charakterisiert, sie sind in der Tradition und der bäuerlichen Arbeit verwurzelt. Als Doppel-Belastung durch Haus- und Feldarbeit erlebt die Bäuerin diese Welt, daher möchte sie für ihre Tochter eine bessere Zukunft erreichen. Diese konträre Haltung führt hier zum offenen Konflikt zwischen Mann und Frau. Rosl, die Tochter, ist ein ehrliches, braves Mädchen, erkennt rasch, dass die Verführungen des Stadtlebens ihr die Heimat nicht ersetzen können. Ebenso positiv gezeichnet ist der tüchtige Karl, ein ehrlicher, fleißiger Keuschlersohn, der gekränkt auf Rosls unbedachte Äußerung, er würde auf die Wirtschaft „spekulieren“, reagiert – seine Ehre ist ihm wichtig.

Ganz anders die „Stadtleute. Trude, die gelangweilte Frau des Rechtsanwalts, bei der Rosl „im Dienst“ ist, ist leichtfertig, zwar nicht grob zu Rosl, aber auch nicht wirklich freundlich. Ihre moralische Fragwürdigkeit zeigt sich in ihrem Verhältnis zum Freund ihres Mannes, ihre Oberflächlichkeit auch an ihren versnobten Freundinnen. Dr. Schaberl, ein überarbeiteter Jurist, hochgradig nervös, ist ein Besserwisser, der keine Ahnung vom echten Landleben hat – für ihn zählt nur der berufliche Erfolg, seine Frau muss sich anderweitig unterhalten. Sein Freund Dr. Zeltner ist gar ein egozentrischer Schürzenjäger, dessen Falschheit nur allzu offenkundig wird. Und Fredy, der Freund von Rosls Freundin Mitzi wird als arbeitsscheuer, vergnügungssüchtiger junger Mann charakterisiert.

Das Stück enthält durchaus auch heitere Elemente, vor allem in der Situationskomik rund um Dr. Schaberl und Dr. Zeltner, aber auch im vorgetäuschten Streit zwischen Rosl und Karl gegen Ende des Stückes, mit dem sie dem Großvater einen ordentlichen Schrecken einjagen. Dieser Großvater kann übrigens als Musterbeispiel des „Dorfphilosophen“ gelten, dessen Lebensweisheit sich in tiefgründigen Gedanken und Fragen äußert (z.B. „Wos is däs Menschnlebm?“)

2. „Bauernsunnta“ – ländliche Szenenfolge in 4 Bildern.

Dieses Stück ist als einziger der älteren Dramen-Texte bisher nicht veröffentlicht.

Der Sprecher führt das Publikum zurück in die Fünfzigerjahre, in denen das Echo des Krieges noch deutlich ist, er schildert die idyllische Situation eines Sonntagnachmittags im Dorf, bevor der Nähnl (Großvater) mit einem Freund in Erinnerungen an die gemeinsame Jugend schwelgt und die neuen Zeiten mit ihrer Gefährdung der bäuerlichen Tradition eher kritisch betrachtet. Im Gegensatz zu ihnen strotzt der junge Enkel vor Energie, Optimismus und Lebenslust. Die immer existenten Sorgen des Bauern, seine Abhängigkeit von der Natur werden deutlich gemacht. Das zweite Bild ist der bäuerlichen Jugend gewidmet, der Annäherung zweier Verliebter, wobei er der Drängende, sie die eher Vorsichtige ist. Klar wird aber auch, dass es für einen jungen Mann unabdingbar ist, eine tüchtige Bäuerin zu finden, die mit ihm die harte Arbeit auf dem Hof zu teilen willens ist. Interessant an dieser Szene auch die Gesangseinlage, in der der Bursch versucht, dem Mädchen seine Zukunftsperspektiven bewusst zu machen. Im dritten Bild befinden wir uns in der Küche des Bauernhauses. Hier wird klar, dass vor allem die Bäuerin auch am

Sonntag keine Muße finden kann, es geht aber auch um Rückerinnerung an die harten Kriegszeiten sowie um Nachbarschaftshilfe und familiäre Zukunftsaspekte. Das vierte Bild lässt den Sonntag durch den Dialog der beiden Alten, Nähnl und Nahl, ausklingen, die beide den Abend auf dem Bankerl vor dem Haus sitzend genießen.

3. „’s Hundsveigerl“, Volksstück in 4 Aufzügen:

Es zeigt den Gegensatz zwischen dem moralisch fragwürdigen Stadtleben anhand der Kellnerin Jutta und ihren versnobten Freunden und dem harten, aber moralisch hochwertigen Landleben, verkörpert in der Figur des Bauernsohnes Alex, der als Arbeiter in einer Möbelfabrik Geld verdient, aber jedes Wochenende den Ausgleich erfüllender bäuerlicher Arbeit sucht. Nur die Liebe bindet ihn vorübergehend an die Kellnerin, aber als er den Egoismus, die Oberflächlichkeit und die Arbeitsscheu dieser Menschen erkennt, findet er zu den Werten und Wurzeln seiner Familie zurück. Er erkennt in Jutta das „Hundsveigerl“, das zwar schön aussieht, aber keinerlei Duft verströmt.

Auch dieses Stück „lebt“ vor allem vom Gegensatz Stadt-Land: Hier werden wir gleich anfangs in die fragwürdige Stadtwelt eingeführt, geprägt von der attraktiven aber egozentrischen Kellnerin Jutta, die sich einerseits vom Kunstmaler Benno und seinen arbeitsscheuen Künstler-Freunden den Hof machen lässt, aber auch die Aussicht auf Versorgung durch Alex nicht verschmäht. Erst als die Beiden die Bauernarbeit unmittelbar erleben, wird ihre landfeindliche Einstellung, ihre mangelnde mitmenschliche Wärme offenkundig.

Im Gegensatz dazu auch hier die Landmenschen: Der Bauer ist ein geradliniger, ehrlicher Typ, der sagt, was er sich denkt, der Tradition verpflichtet, aber durchaus auch aufgeschlossen für Neues. Die Bäuerin wird hier als „Seele“ des Hofes charakterisiert, als arbeitsam, großzügig, sie macht sich Sorgen um die Zukunft des Sohnes. Der Schmied und der Wagner übernehmen in diesem Stück die „Großvaterrolle“, sie leben in ihren Traditionen, sind skeptisch gegenüber vielem Neuen, sind komisch, aber auch voll Wehmut bei der Rückschau auf Unwiederbringliches, im Bewusstsein, eigentlich nicht mehr gebraucht zu werden. Das positive Gegenstück ist hier die Wirtstochter Lenerl, die die Lebensweisheiten ihrer „Nahl“ (Großmutter) schätzt und so als Bindeglied zwischen der alten und der jungen Tradition fungiert.

Bewusst hat übrigens Hans Neubauer in diesem Stück den Burschen auf der Suche nach dem „besseren Leben“ in die Stadt ziehen lassen. In der „Huamat“ ist ja schon ein Mädchen diesen Verlockungen nicht erlegen.

4. „D’ Noarrnkopfn“, Volksstück in 4 Akten:

Sein Thema ist einerseits die Not des Pendlertums, andererseits die Trunksucht und ihre verhängnisvollen Folgen. Der Bauer hat keine andere Chance gesehen, das Überleben seines Hofes zu sichern, als in die Stadt auszupendeln und so Geld zu verdienen. Die Mehrfachbelastung und –verantwortung hat ihn zum Trinker gemacht, der die Wochenenden vor allem im Gasthaus verbringt, sodass schließlich die gesamte Arbeit auf dem Hof auf seiner Familie lastet, für die er zur zusätzlichen Belastung wird. Erst ein Arbeitsunfall seiner Frau lässt ihn sich besinnen und den zerstörerischen Weg verlassen.

In diesem durchaus ernsthaften Volksstück findet sich also eine durchaus kritisch gezeichnete bäuerliche Figur, die erst durch eine Art persönlichem Schock den Verlockungen und Tröstungen des Alkohols entsagen kann. Offenbar ist es Hans Neubauer darum gegangen, die für die bäuerliche Existenz bedrohliche Gefahr des Alkoholmissbrauchs, die er wohl auch in seinem dörflichen Umfeld erlebte, warnend

darzustellen. Er zeigt weiters, wie schwer es für Verwandte ist, einem Alkoholiker gegenüber die richtigen Worte, den richtigen Umgang zu finden. An einer nur mehr delirierenden Randfigur macht er dem Zuseher klar, was der Alkohol aus Menschen machen kann.

Im Hintergrund dieses Stoffes steht natürlich auch die Tatsache, dass die wirtschaftliche Basis des Bauerntums so fragil geworden ist, dass die Verdienstmöglichkeiten der Stadt als Verlockung überhaupt erst wirksam werden können. Die damit verbundene Entwurzelung wird als Gefahr erkannt, sie erzeugt ja letztlich den Alkoholmissbrauch. So droht der erhoffte leichtere „Zuverdienst“ die gesamte Hofgemeinschaft zu gefährden, also auch die in der Arbeit und Tradition Verharrenden, die Bäuerin, die Tochter und den Nähnl.

5. **„Der G’wissenswurm“, Volksstück in 4 Akten nach Ludwig Anzengruber**, bearbeitet in hianzischer Mundart von Hans und Willi Neubauer, uraufgeführt 2004.

Hier steht das Motiv der Erbschleicherei im Vordergrund. Der Anzengruber-Text wurde deutlich verändert, zusätzliche Rollen (Arzt, Pfarrer, Kräuterweibl) sollen nicht nur den Unterhaltungswert des Stückes steigern, sondern auch verschiedene Facetten im Umgang mit Krankheit und menschlicher Not aufzeigen.

Dem reichen Bauer Grillhofer wird von seinem selbstsüchtigen Schwager Dusterer nach einem Schlaganfall ein schlechtes Gewissen wegen einer jugendlichen Verfehlung gemacht. Er beschwört ihn, nur Reue und Verzicht könnten ihn vor der ewigen Verdammnis retten. Schließlich aber entpuppt sich der „G’wissenswurm“ als liebenswertes Mädchen, als Grillhofers leibliche Tochter, der Erbschleicher wird als Heuchler entlarvt.

In diesem Text werden positive und negative Charaktere nicht zwischen Stadt und Land aufgeteilt, sondern innerhalb der bäuerlichen Welt festgemacht. Der Bauer Grillhofer ist ein labiler, leicht beeinflussbarer, aber im Grunde ehrlicher und gutmütiger Mann, der – nach überstandener Krankheit leicht lenkbar – schwer an einer eingebildeten Schuld trägt. Er steht ganz unter dem Einfluss seines Schwagers Dusterer, wohl der negativsten Bauernfigur in den Neubauer-Texten. Dieser ist falsch, berechnend, hinterhältig, ein durchaus schlechter Mensch, allerdings wenigstens zum Teil durch Not so geworden. Auch das junge, positive Paar gibt es in diesem Stück, repräsentiert durch den tüchtigen Knecht Grillhofers, Wastl, und durch das natürliche, offenherzige Mädchen Horlacherlies. Die alte bäuerliche Volks-Heilkunst ist durch die Kräuter-Cilli gestaltet, die allerdings ebenso wie der Arzt und der Pfarrer dem wahren Leiden des Grillhofer nicht wirklich auf die Spur kommen kann.

6. **„Der John aus Amerika“, eine typisch burgenländische Geschichte in hianzischer Mundart in 5 Akten**, von Hans und Willi Neubauer, uraufgeführt 2006.

Entstanden ist das Stück 2005/06 aus Anlass des 80. Geburtstags des Autors und als rundum passender Text für das 50-Jahr-Jubiläum der „Burgenländischen Gemeinschaft“, die sich ja vor allem um die Amerika-Auswanderer kümmert. Hintergrund des Geschehens sind Armut und Not der Burgenländer, die im 20. Jahrhundert ihre Heimat verlassen mussten, ihre oft harten Schicksale in der neuen Welt, ihre bleibende emotionale Bindung an die Heimat.

Es ist die Geschichte des Amerika-Heimkehrers Johann Reichl, der vor Jahrzehnten als junger Mensch „drüben“ eine bessere Zukunft gesucht und dabei seine Liebe zurückgelassen hat. Brieflich kündigt er seine Rückkehr an und die Verwandtschaft hält ihn aufgrund eines mitgeschickten Fotos irrtümlich für einen reichen Fabrikanten. Man

wetteifert darin, ihm schön zu tun, vor allem der Bauer und sein Bruder sind Rivalen um die Gunst des Heimkehrers. Auch im Dorf erhoffen sich Bürgermeister und zahlreiche Vertreter von Vereinen von ihm reiche Unterstützung. Nur die Bauerntochter Elli bewahrt sich ihr herzliches Verhältnis zu ihm, ohne alle Berechnung. Als John unerwartet von einer amerikanischen Erbschaft informiert wird, hält er sie zuerst für bedeutungslos, bis er erkennen muss, über Nacht tatsächlich zum Millionär geworden zu sein. Großzügig teilt er den Reichtum mit Verwandten, Freunden und Mitbewohnern. Auch in Liebessachen gibt es ein richtiges Happyend.

In diesem Stück ist die Bauernwelt wieder nicht nur positiv gezeichnet. Das Geschehen wird vor allem durch die Hoffnung, den angeblich reichen Verwandten einmal beerben zu können, in Gang gehalten. Dabei zeigen sich manche egoistische Züge, alte Zerwürfnisse kommen an die Oberfläche. Der Bauer ist als eher starrsinniger, durch materielle Not – er hat viel zu große Maschinen gekauft und ist völlig verschuldet – recht engstirnig gewordener Mensch charakterisiert, dem z.B. der Liebste seiner Tochter nicht gut genug ist, weil er wenig besitzt. Er ist auch ein Wendehals, der jedes Mal, wenn der Verwandte als wohlhabend oder doch als eher besitzlos eingeschätzt wird, sofort sein Verhalten ändert. Dass er zuletzt den Besitz seines Hofes John und seiner eigenen Tochter verdankt, ist die ihm gebührende „Strafe“. Auch Standesunterschiede werden deutlich. Der Bruder des Bauern ist Lehrer geworden, also ein „Studierter“, und dem wirft der Bauer vor, dafür einen Teil des väterlichen Erbes verbraucht zu haben. Natürlich gibt es auch im „John“ das „ideale Liebespaar“, die Bauerntochter Elli und Martin, „Keuschlerbui“ und Mechaniker, der sich am Ende als der leibliche Sohn des John entpuppt. Beide sind als offene, ehrliche, fleißige und gutherzige junge Leute geschildert, die ihr Glück schließlich voll und ganz verdienen.

Auch Komisches enthält das Stück, besonders konzentriert in der Gasthausszene des dritten Aktes, in der reichlicher Alkoholkonsum nicht nur die Zungen löst und die Bewegungen beeinflusst, sondern auch dazu führt, dass sich alle von dem vermuteten Millionär Unterstützung erbitten, und das in fast gleichen Worten: der Feuerwehrkommandant, der Sektionsleiter des Fußballklubs (= Martin), der Bürgermeister als Kirchenkurator und Obmann des Gesangsvereins und selbst die Wirtin als Obfrau des Verschönerungsvereins. John, der von seiner späteren Erbschaft noch nichts weiß, vertröstet alle auf einen denkbaren Totozwölfer, erhofft sich aber, dass die aus seinem vermuteten Reichtum resultierende Freundlichkeit noch eine Zeitlang anhalten möge.

Wichtig ist in dem Text der immer wieder eingebaute Rückgriff auf die Nöte der Auswanderer, auf die Folgen, die dieser extreme Schritt für sie, aber auch für die Zurückgebliebenen hatte. Besonders deutlich sind diese in der Figur der Hannerl zu erkennen, die von John seinerzeit zurückgelassen wurde und nun neu umworben und gewonnen wird. In den Erzählungen des John vom Schicksal der Auswanderer werden erschütternde Details dieses Zweiges der burgenländischen Geschichte festgehalten.

Formale Analyse:

Äußerlich sind die mehrteiligen Stücke unterschiedlich gestaltet, die einzelnen Abschnitte heißen „Akte“, aber auch „Aufzüge“ bzw. „Bilder“, ihre Zahl schwankt zwischen 3 und 5. Hans Neubaue gliedert den Text also den inneren Notwendigkeiten entsprechend und deutet damit neben Ortswechseln auch Zeitsprünge an.

Von der dramatischen Konzeption her erleben wir meist im ersten Teil, der Exposition, eine Darstellung der Vorgeschichte, einer kritischen Situation, die den dem Stück innewohnenden Grundkonflikt skizziert und das Geschehen in Gang bringt. Dieses Geschehen entwickelt sich,

oft durch Missverständnisse und Situationskomik heiter aufbereitet, stufenförmig weiter bis zur entscheidenden Wendung, in der der Protagonist nach manchen Wirrungen die (innere) Wahrheit erkennt und eine positive Lösung des Grundkonfliktes möglich wird. Ausnahme ist die „ländliche Szenenfolge“ „*Bauernsunnta*“, die kein dramatisches Geschehen enthält, sondern anhand von typischen Gestalten des bäuerlichen Lebens den Wert und die Probleme des Bauernstandes schildert. In diesem Stück hat Neubauer eine Figur eingeführt, die sehr an das epische Theater eines Bert Brecht erinnert: Es gibt einen Sprecher, der als Bindeglied zwischen das Publikum und das Geschehen im Stück vor den Vorhang tritt und die Situation der folgenden Szene charakterisiert. Dadurch wird das Publikum eingestimmt auf das Kommende. Da die Handlung in diesem Stück ja weitgehend zurücktritt, wird durch diese „Erzählerfigur“ die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Stimmung, den Wert der bäuerlichen Existenz gelegt, damit werden falsche Erwartungen – bezüglich einer spannenden Handlung – gleich kanalisiert.

Die zeitliche Erstreckung, die gespielte Zeit, ist in allen Texten unterschiedlich. Umfasst „*s Hundsveigerl*“ nur wenige Tage, sind es bei den anderen Stücken Wochen bis Monate, als Ausnahme ist hier wieder „*Bauernsunnta*“ zu erwähnen, dessen 4 Bilder lediglich einen knappen Zeitraum von wenigen Stunden umfassen.

Die Spielorte haben naturgemäß immer wieder große Ähnlichkeiten, was nicht nur aus den Handlungen abzuleiten ist, sondern wohl auch mit der Praxis der Aufführungen zu tun hat. Bestimmte Schauplätze wie die Bauerstube oder die Wirtsstube brauchen typische Requisiten und sind daher für den Zuseher leicht identifizierbar. Außerdem hat sich das Leben der bäuerlichen Bevölkerung stark auf diese beiden Orte ausgerichtet, sind beide eine Art Kristallisationspunkt dörflicher Existenz.

Die Figuren:

Beispielhaft für die von Hans Neubauer gezeichneten Bühnen-Gestalten seien einige seiner „stehenden“, also typischen Figuren charakterisiert. Es ist ja auch wohl kein Zufall, dass viele Figuren in den Stücken Neubauers mit ihrem Funktionsnamen (Bauer, Großvater) und nicht mit ihrem Tauf- oder Familiennamen benannt sind:

Der „Bauer“ ist meist als gerader, direkter „Michl“ gekennzeichnet, der mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg hält. Er sagt, was er sich denkt, nicht immer zur Freude seiner Umgebung, er ist im Bauernstand, auf seinem Hof verwurzelt, besorgt um die Zukunft des Überkommenen. Nur in „*D' Noarrnkoppn*“, im „*G'wissenswurm*“ und im „*John aus Amerika*“ hat er auch belastende Züge, z.B. Trunksucht, Egoismus und Erbschleichertum.

Die „Bäuerin“ ist als recht resolut charakterisiert, aber auch als fleißig, sie lebt für die Familie, sorgt sich um die Zukunft der Kinder. Zu ihrem Mann hat sie oft ein abgeklärtes Verhältnis, ist ein wenig desillusioniert, dennoch ehrlich und offen. Aber sie ist auch sehr belastet durch ihre vielfältigen Aufgaben, in „*Die Huamat is stirker*“ geht das sogar so weit, dass sie es sichtlich bereut, Bäuerin geworden zu sein, und ihrer Tochter ein anderes Leben wünscht.

Der „Großvater“ bzw. ein älterer Rollenträger hat meist etwas vom „Dorfphilosophen“ an sich, der über die Gefahren von Gegenwart und Zukunft räsoniert, zugleich die bessere Vergangenheit und die bäuerliche Tradition beschwört und bemüht ist, sich noch nach Kräften in seinem Umfeld nützlich zu machen. In den Worten dieser Figur steckt auch einiges an Zivilisations- und Fortschrittskritik, der Fortschritt geht für sie oft einher mit unverkraftbaren finanziellen Belastungen und damit einer Gefährdung bäuerlicher Existenz.

Der „Sohn“ bzw. die „Tochter“ sind positiv gezeichnete Charaktere, die sich – zum Teil nach Versuchen, anderswo ihr Glück zu finden – gern in die bäuerliche Tradition einfügen und ihr somit die Zukunft sichern. Sie sind immer auch die Träger der in den Stücken unverzichtbaren Liebesgeschichte, die aber nie Selbstzweck ist, sondern meist die Basis für die Zukunft des Hofes darstellt.

Neben diesen Standardrollen gibt es ergänzende Nebengestalten, die spezielle Aspekte der bäuerlichen Lebenswelt darstellen (Nachbarin, Schmied, Wagner) oder auch den deutlichen Gegensatz zu ihr bewusst machen, etwa die eher bedenklich gezeichneten Figuren aus der Stadt. Erst in den letzten Stücken finden sich als „Ergänzungsfiguren“ innerhalb der Bauernwelt auch „Studierte“, z.B. Pfarrer, Arzt, Notar, die in beratender oder unterstützender Funktion äußere Elemente in das bäuerliche Leben, in die Handlung einbringen. Nie sind sie Hauptfiguren, sie gestalten stets nur Facetten der Handlung, steigern die Spannung oder lenken das Geschehen in eine neue Richtung.

Weitere dramatische Texte und Schulschpiele:

„**Die büllici Martinigaons**“ heißt ein Einakter, den Hans Neubauer 1963 als Auftragsarbeit der burgenländischen Landsmannschaft in Graz verfasste.

Die Wirtsleute wissen keinen Rat, woher sie zu Martini eine Gans bekommen sollen, die ihnen versprochene ist irrtümlich in andere Hände geraten. Da kommt die erboste Huber-Bäuerin mit einem vom Hund des Jägers tot gebissenen Gänserich daher und droht diesen, der bald hinzukommt, anzuzeigen. Er bietet schließlich 150 Schilling, dafür kann sie die Gans behalten, sie verlangt aber 300, weil sie kein Gänsefleisch verträgt – worauf der Jäger die 150 hinwirft und geht. Da legt der Wirt den Rest dazu und ist derart zu einer billigen Martinigans gekommen. Alle haben, was sie wollen. Die heitere Handlung weist auch darauf hin, wie leicht aus Kleinigkeiten ein belastender Konflikt entstehen kann.

„**Schulschpiele mit Gesangseinlagen**“ nennt Hans Neubauer drei gereimte Texte, die er für die praktische Anwendung bei schulischen Anlässen verfasst hat. Sie verarbeiten auf einfache Art Motive des bäuerlichen bzw. vorweihnachtlichen Lebens und verknüpfen damit musikalische Elemente. Für Hans Neubauer, selbst ein begeisterter Geiger und Sänger, hat Musik in seinem Lehrersein immer viel bedeutet, kein Wunder, dass sie auch in seine Stücke Eingang findet. Die Gestaltung der Texte ist natürlich von Naivität und sprachlicher Einfachheit geprägt, sie sollten ja auch Volksschulkindern zugänglich sein. Aber auch sie zeigen in vielen Schattierungen die unmittelbare Glaubensverbundenheit des Autors, die Liebe zum Bauernstand und die Schönheit der hianzischen Sprache auf.

„**Wos braucht ma auf an Bauerndorf**“ soll Kindern die Vielfalt des ländlich-bäuerlichen Lebens und Arbeitens in seiner Abhängigkeit von Natur und Umwelt bewusst machen. In 7 Szenen wird das dörfliche Leben des 19. Jahrhunderts wiedergegeben. Alle für das Zusammenleben im Dorf wichtigen Figuren treten auf und berichten von ihrer Arbeit, die zwar schwer ist, aber durch das nötige Gottvertrauen gerne auf sich genommen wird. Als „Spielleiter“ tritt dabei der „Kloarichter“ auf, der bis weit in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Dörfern die Verlautbarungen „austrommelte“. Interessant ist auch, dass die Angehörigen der gebildeten Schichte, der Lehrer und der Pfarrer, hochdeutsch zu Wort kommen.

„**As Bamerl im Winterwold**“ (früher „Advent im Märchenwald“) verbindet das Motiv des Christbaum-Auswählens mit märchenhaften Figuren und dem Geschick eines armen, kranken Mädchens, dem schließlich mit dem Bäumchen Freude und Trost bereitet werden

soll. Bäumchen, Tiere und Schneeflocken werden durch Kinder gespielt, eingestreut sind bekannte Weihnachtslieder, z. T. mit neuem Text unterlegt.

„**O Jubel – o Freud!**“ greift in 3 Bildern die Herbergssuche und die Weihnachtsgeschichte auf und verbindet sie mit Weihnachtsliedern. Dabei sind die 3 Teile auch einzeln aufführbar, also für die Gestaltung von Adventfeiern geeignet, darauf wird vom Autor ausdrücklich hingewiesen. Das erste Bild trägt den Titel „*Wer kloupt aon? (Herbergssuche)*“ und ist in vier Szenen gegliedert; es ist eine Mundartfassung der traditionellen Darstellung dieses Teils der biblischen Geschichte. „*Fürcht's enk nit! (Verkündigung)*“ ist das zweite Bild benannt, das den „Hirtenteil“ des Weihnachtsevangeliums darstellt. Interessant ist dabei die Gestaltung eines Hirten als „Fußmaroder“, der schließlich von den anderen mitgetragen wird. Das dritte Bild heißt „*O haligs Kind! (Anbetung)*“, es zeigt Maria und Josef als besorgte Eltern im Stall, die Freigebigkeit der armen Hirten, die stellvertretend für die Menschheit den Bund mit Christus schließen.

„**Der letzte Gang. Ein Mysterienspiel**“: Einen besonderen Platz im dramatischen Werk Hans Neubauers nimmt sein „Mysterienspiel in 14 Bildern“ ein. Inspiriert von einer musikalischen Aufführung des Totentanzes von Hugo Distler, bearbeitet der Text – nach Motiven des mittelalterlichen „Lübecker Totentanzes – das uralte Motiv vom Tod, der der Reihe nach Menschen jeden Alters, jeden Standes, jeder Herkunft abberuft. 14 verschiedene Figuren (7 Frauen: Lehrerin, Greislerin, Schauspielerin, Mädchen, Bäuerin, Alte, Mutter – 7 Männer: Kanzler, Arzt, Offizier, Kraftfahrer, Pfarrer, Richter und Sandler) hinterfragen das Sterben-Müssen und werden vom Tod entsprechend ermahnt und belehrt. Das Spiel wurde sowohl hochdeutsch als auch in Mundart gestaltet, die von der Hianzenbühne bei ihren Aufführungen (in Kirchen in Oberschützen, Bad Tatzmannsdorf, Jennersdorf, Oberwart) interpretierte Fassung verbindet beide Formen; die Menschen einfacher Herkunft sprechen Mundart, die Gebildeten Hochdeutsch.

Das Formkonzept des Mysterienspiels ist beeindruckend: Es werden 4-taktige, paarweise gereimte, regelmäßige jambische Verse verwendet, ein offenkundiger Anklang an das mittelalterliche Vorbild. Jede der 14 Szenen beginnt mit einem Vierzeiler, in dem der Tod sein nächstes Opfer aufruft. Darauf folgt eine 14-zeilige „Verteidigungsrede“ des Betroffenen und auf diese eine 10-zeilige ermahnende Antwort des Todes; jede Szene umfasst also 28 Verse. Samt dem jeweils 14-zeiligen Prolog und Epilog und 2 Schlussversen enthält der Text 422 gereimte Zeilen.

Hans Neubauer hat seinem Mysterienspiel auch Anregungen zur Aufführungspraxis angeschlossen, er empfiehlt z.B. zwischen den einzelnen Szenen den Vortrag von zum Thema passenden Chorliedern oder Orgelstücken. Sogar Bibelzitate sind enthalten, sie sollen – zu Orgelmusik rezitiert – das Publikum für das Spiel einstimmen bzw. am Ende einen wirksamen sakralen Ausklang ermöglichen.

IV. Sprichwörtliches

Sowohl in epischen und lyrischen Texten als auch in den Dramen finden sich immer wieder Sätze, die in ihrer zeitlosen Aussage an Sprichwörter erinnern. Tatsächlich hat Hans Neubauer versucht, die Sentenzen und Lebensweisheiten, die sich ihm in seiner Jugend eingeprägt haben, in seinen Texten, durch seine Figuren neu wach werden zu lassen und sie derart zu erhalten. Immer wieder wird auf diese Tradition verwiesen, wenn u. a. eingefügt wird: „wias hoäßn tuit“, „es hout ah ollwal scha ghoäßn“, „mei Mütter hout ollwal gsogt“.

Im folgenden Abschnitt sollen diese aus den Texten extrahierten „Sprichwörter“ ohne Kommentar aufgelistet werden; sie sprechen ja wirklich für sich selbst.

Aus „Mia Heanznleut“:

- Wia gscheita, dass s’ ween, desti mehr Unfriedn richtn s’ aon. (’s Zähdweh, S. 7)
- A ploba Mensch is zfriedn, wenn er a Ruih hout und kimmt af kuani dumman Gedaonka. (,’s Zähdweh“, S. 7)
- Wann ma wos krieg, oft sull ma’s nehma. (Wann ma sih nötn loußt, S. 9)
- Wos d’ da(r) daheiratst, brau(ch)st da(r) nit daoarbatn! (In Michl sei Ehr, S. 13)
- A Prohla is ollimul a schleda Zohla. (In Michl sei Ehr, S. 13)
- Wia der Ocker, sou die Ruibn, wia der Voter, sou die Buibn! (Wann d’ Nahnl nit war, S. 28)
- Wer vül redn tuit – tuit ah vül luign! (Schlau muiß ma sein, S. 49)
- ’s hout holt niada Mensch seine Fahler, der uani is mehr duckmausat und mocht ’s Maul höchstns zan Guamitzn auf, und der aondari bringt ’s wieda nit zui, waa vanötn, ma steigat iahm drauf. (Schlau muiß ma sein, S. 49)

Aus „Holm und Ähran“:

- Der Zohlito(g) kimmt olli To(g). (Die adventliche Christnlehr, S. 18)
- Vül Köpf – vül Sinn! (A wunderlichs Wohlplakat, S. 49)

Aus „Kianigi Spanl“:

- Wüllst gschimpft we(rd)n, muißt heiratn; wüllst gloubt we(rd)n, muißt sterbm! (Nit sou hoakli, S. 20)
- Waonn der Opfl zeiti is, oft follt er o(b)! (Nit sou hoakli, S. 20)
- Bann Bua(n)bruch schreit nur uaner, ban Eh’bruch ’s gaonzi Doarf! (Die Neuigkeit, S. 29)
- A Rouß und a Maonn, dou geht’s holt voraon! A Wei(b) und a Kuih schau oarmsali zui! (Guit gschloufn, S. 42)
- Zan Loubm hobm d’ Leut jo nur uan Foutz, zan Schimpfn oba zehni! (’s Loub, S. 81)

Aus „Vier Liachter af ’n Kraonz“:

- Die Oltn sull ma ehrn, die Jungan guit belehrn, die Gscheitn sull ma frogn, mit Noarrn sih vertrogn! (Wohin mit der Wölt, S. 66)
- Leut, gfreun mar uns, dass’s a sou is! Waonn mar uns nit gfreun, is’s grod a sou! (S. 67)

Aus „D’ Huamat is stiarker!“:

- Ollas Großi setzt sih aus Kluanigkeithn zsaomm. (S. 25)
- A trutzerisches Weib stüht sih sölber d’ schönstn Stundn. (S. 27)

Aus „Bauernsunnta“:

- Wos ma ba der Tür ausigibt, kimmt ban Fenster wieder eina. (S. 35)

Aus „’s Hundsveigerl“:

- Irgendwos findt sih do immer, waonn ma sein Schlecker allanig lutschn wüll. (S. 7)
- Niader Spoarer findt sein Ziahrer. (S. 20)
- Wo die Liab hinfällt, durt bleibt s’ picka; und waonn’s afn Misthaufn is. (S. 21)
- Gheirat is nit Kappl tauscht. (S. 22)
- Waonn die Kinder kluan sein, oft tretn s’ dir af d’Füaß; und waonn s’ groß sein, oft traompln s’ dir afs Herz! (S. 23)
- Sunnschein und Regn, die zwoa maissn sein, waonn ma wos fechsnan wüll. (S. 25)
- Krotzt der Haohn, und die Henn nit mit, geht die Wirtschoft vorwärts nit. (S. 32)

- Wer was oarbat, hout nouchher ah die Gebührn zan rosth. (S. 32)

Aus „D’ Noarrnkoppn“:

- Am Boch va ünsern Lebm mohlt sou maonchi Mühl. Dou schwoabt’s dih gaonz leicht amul ünter ’s Radl eini. (S. 2)
- A vergaongener Regn braucht kuan Schirm nit. (S. 3)
- Waonn die Leut ban Hohzatn sachatn, wos dou für a Heuloatterwogn vull Not und Öland hintnnouchifoahrt, oft tatn s’ gwiß nit sou juchazn. (S. 3)
- Liaber reich und gsund, olls wia oarm und kraonk. (S. 39)
- Hout die Söl iahrn Fried, oft gibt a däis aonderi Buanergstöll holbwegs a Ruih. (S. 60)

Aus „Der John aus Amerika“:

- Mit a we-ingerl Geduld kümmt mar ümmer weiter ols wia mit an dickn Prigl. (A4-Typoskript, S. 5)
- Oarbatn tuan jo nur däi mit ’n schwochn Koupf und mit an stoarkn Kreuz. (S. 11)
- Waonn sih uaner prohlt, muisst iahm a Göld ge-ibm, und waonn uaner jammert, sullt ma iahm uans we-igne-ihma. (S. 13)
- Wos ma dariarbt, braucht ma sih nit daroarbatn. Und ban Iarbm kriagt ma kuani Blouttern af d’Händ. (S. 20)
- Glück kaonn ma guit vagrößern, waonn ma ’s auftoalt. (S. 28)

V. Resümee

Der Überblick über das Schaffen Hans Neubauers hat wohl die Vielfalt der in seinem Werk anzutreffenden Formen, Themen und Motive aufgezeigt. Sie sind gefasst in den Rahmen bäuerlich-dörflicher Situationen, Stimmungen und Erlebnisse, gehen jedoch in ihren Aussagen oft deutlich über diesen begrenzten Lebenskreis hinaus. Viele berühren allgemeines menschliches Empfinden und Verhalten, spiegeln das Auf und Ab des Lebens in seiner Vielfalt von Glück und Gefährdung, in seiner Abhängigkeit von Umfeld und Schicksal, in seinen Ausformungen durch den Umgang mit den eigenen Wesenszügen.

Die Mannigfaltigkeit der Motive und Figuren erhält als weiteren Rahmen noch den der Sprache, des Hianzischen. Diese Sprache mit ihrer – für einen „Nicht-Hianz“ – erstaunlichen Ausdrucksfähigkeit, ihren treffenden Wendungen erzeugt die besondere Wirkung der Texte. Viele davon ließen sich nur schwer ins Hochdeutsche übertragen. Wie etwa übersetzt man getreu eine Wendung wie „Ich ho(b) dein Kian g’schmeckt“? Jede Übersetzung, auch das nahe liegende „Ich hab den Braten gerochen“, müsste als holprig, ungenau oder unpoetisch aufgefasst werden. Diese Sprache ist also gewissermaßen das Echo der Gedanken, Erinnerungen und Erlebnisse, die uns der Autor zu vermitteln versucht. Aus ihr strömt die spürbare Herzlichkeit, mit der Hans Neubauer seine Figuren, seine Texte zeichnet, sie ist der Spiegel seiner Lebensweisheiten, die er immer wieder in mundartlich gefärbte Sprichwörter fasst. Die Sprache macht den mitunter mahnenden Hinweis auf eine zwar ärmlichere, aber in vielem moralisch aufrechtere, wertvolle Vergangenheit glaubwürdig. Sie unterstützt den wehmütigen, aber auch heiteren Rückblick auf vergehende bäuerliche Traditionen, ohne dass diese Welt idealisiert oder gar verkitscht würde.

So schafft Hans Neubauer mit seinen Texten gleich zweierlei: Er setzt der bäuerlichen Tradition, ihrer natur- und heimatverbundenen Lebensweise ein literarisches Denkmal und bewahrt die melodiose Schönheit des Hianzischen, zugleich viele allmählich in Vergessenheit geratende Ausdrücke. Wie mir Hans Neubauer in einem Gespräch erzählt hat, war es ihm ein

Anliegen, in Gedichten, Erzählungen und Theaterstücken die besondere Bildkraft und unverwechselbaren Wendungen seiner Muttersprache zu bewahren, so wie er sie in seiner Kindheit und Jugend kennen und lieben gelernt hatte. Wer seine auch formal absolut überzeugend gestalteten Texte aufmerksam liest, wird erkennen, wie gut ihm das gelungen ist.

Für mich stellt das Werk Hans Neubauers eine Leistung dar, für die ihm der Dank nicht nur seiner burgenländischen Landsleute gebührt, sondern das auch darüber hinaus höchste Anerkennung verdient. Zu wünschen und zu hoffen ist, dass er nun, da er wieder in Oberschützen zu Hause ist, noch die Kraft und die Freude zu neuen Texten in sich wachrufen kann. Die offen gezeigte Freude an seinen Büchern könnte dafür ein wichtiger Motor sein.

Die Hianzisch-Tests:

1. dahma = rauchen, dampfen; sindln = jammern, wimmern; verd = letztes Jahr
2. gaflih = giftig, ätzend; strauzi = verstimmt sein; schuiln = wippend bewegen
3. Geferling – Schwächling; quianglatzn – quietschen, zustern – tuscheln
4. Rait – Kurve, Wende; Güaml – Kinnlade; griabm = weitspurig stapfen
5. zwirnen = hörbar atmen; schieder = vereinzelt; lerschn = faulenzen, räkeln

Verzeichnis der verwendeten Literatur:

Primärliteratur:

- Mia Heanznleut. Geschichten in der Mundart des Südburgenlandes. In der Reihe „Lebendiges Wort“, Band 15, Verlag Welsermühl, Wels 1962
- Holm und Ähran. Gedichte und Geschichten in südburgenländischer Mundart. Eigenverlag, 1980
- Kianigi Spanl. Heitere Gedichte und Geschichten in südburgenländischer Mundart. Eigenverlag, 1985
- Vier Liachter af 'n Kraonz. Gedichte, Geschichten und Schulspiele für Advent und Weihnachten in südburgenländischer Mundart. Eigenverlag, 1996
- D' Huamat is stiarker. Volksstück in 3 Aufzügen. Verlag Volksbildungswerk für das Burgenland, Eisenstadt 1984
- Die büllici Martinigaons. Heiterer Einakter. Verlag Volksbildungswerk für das Burgenland, Eisenstadt 1984
- 's Hundsveigerl. Volksstück in 4 Aufzügen. Verlag Volksbildungswerk für das Burgenland, Eisenstadt 1984
- D' Noarrnkoppn. Volksstück in 4 Aufzügen. Verlag Volksbildungswerk für das Burgenland, Eisenstadt 1984

Private Typoskripte des Autors:

Bauernsunnta. Ländliche Szenenfolge in 4 Bildern. 1954

Der letzte Gang. Ein Mysterienspiel. 1999

Der John aus Amerika. Eine typisch burgenländische Geschichte in hianzischer Mundart von Hans und Willi Neubauer. 2006.

Sekundärliteratur:

Franz Probst: Josef Reichl und die heinzische Mundartdichtung. Aus: Josef Reichl, Werke, Band 3, Eisenstadt 1981

Judith Horvath: Der burgenländische Mundartdichter Hans Neubauer – Leben und Werk. Hausaufgabe aus Deutsch als Hauptfach, o. J. (vor 1985)

Vera Neubauer: Die Theatergruppe Oberschützen – mit Querbezügen zum südburgenländischen Heimatdichter Hans Neubauer. Fachbereichsarbeit aus Deutsch am BG/BRG/BORG Oberschützen, 2006

Gerlinde Bauer

Franz Simon 1909 – 1997

Zum 10. Todestag



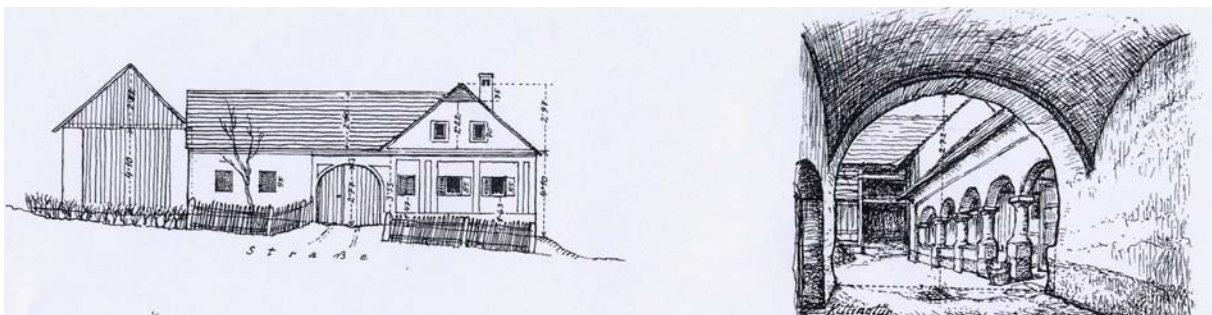
Vielen Besuchern des Museums Oberschützen ist Franz Simon als Kunsterzieher oder Kollege am Gymnasium in Oberschützen noch gut in Erinnerung. Im Sommer 1970 mietete er den Nordtrakt des Bauernhauses Oberschützen Nr. 19 und richtete hier das Heimathaus ein.

Als Franz Simon vor 10 Jahren starb, wurde seine umfangreiche Sammlung bäuerlicher Geräte an die Gemeinde Oberschützen übergeben. Die Zukunft des Museums war zunächst ungewiss.

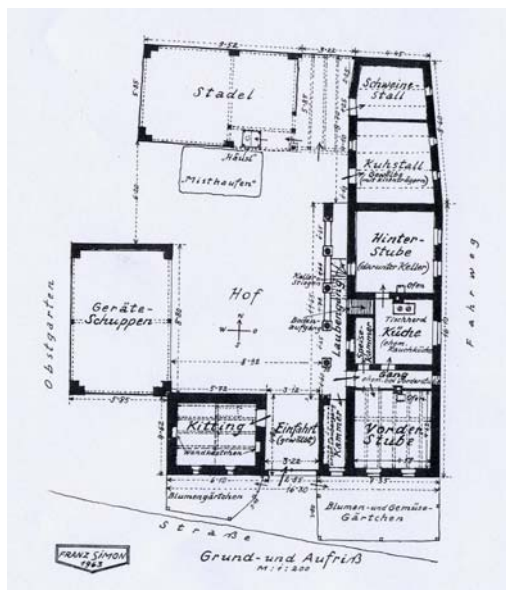
1999 wurde der Museumsverein Oberschützen gegründet, der seither die Sammlung betreut. 2003 konnte nach umfangreichen Renovierungsarbeiten das Museum wieder eröffnet werden. Ehrenamtliche Mitarbeiter des Museums widmen sich der Aufgabe, die kulturhistorisch bedeutsamen Objekte der bäuerlichen Alltagskultur dem Besucher zugänglich zu machen, in Ausstellungen das Werk Franz Simons zu würdigen und vor allem der Jugend durch gezielte Vermittlungsarbeit einen Einblick in die Alltagsgeschichte zu ermöglichen. Durch die laufende Inventarisierung der Objekte ist auch eine wissenschaftliche Aufarbeitung dieser bedeutenden Sammlung gegeben.

Dokumentation und Sammlung verschwindender bäuerlicher Alltagskultur

In den 1950er Jahren entschloss sich Franz Simon, charakteristische bäuerliche Bauten im Südburgenland, die vom Verschwinden bedroht waren, systematisch zu vermessen und zu zeichnen. Gleichzeitig begann er bäuerliche Einrichtungsgegenstände und Geräte zu sammeln, die er ebenfalls maßstabgetreu dokumentierte.



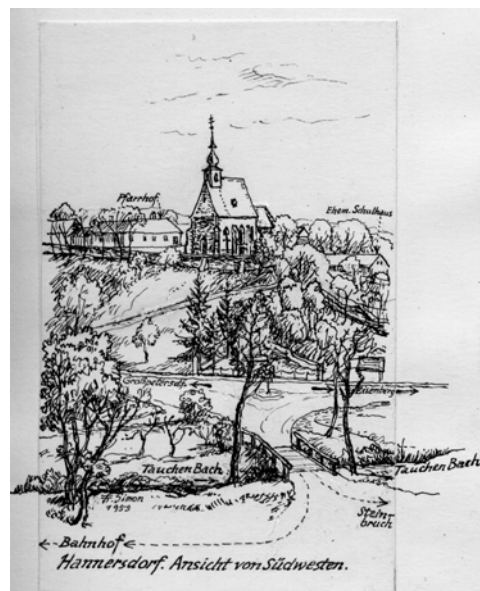
1971 erschien Simons erstes Buch "Bäuerliche Bauten im Südburgenland". Dieser Band enthält hauptsächlich alte Bauernhäuser aus dem Bezirk Oberwart. Die folgenden zehn Jahre führten Franz Simon auch in die anderen Bezirke des Südburgenlandes, Güssing und Jennersdorf, sowie nach Niederösterreich (Bucklige Welt), in die Steiermark und nach Westungarn (Komitat Vas).



Das Resultat der regen Forschungstätigkeit war der 1981 erschienene Band „Bäuerliche Bauten und Geräte. Südburgenland und Grenzgebiete.“ In diesem Buch findet man nicht nur alte Bauernhäuser und Wirtschaftsgebäude, die in der dokumentierten Form mittlerweile fast nur mehr in den Südburgenländischen Freilichtmuseen Bad Tatzmannsdorf und Gerersdorf zu finden sind, sondern auch bäuerliches Gerät detailgetreu beschrieben.

In den Achtziger und Neunziger Jahren befasste sich Franz Simon mit der Aufzeichnung von Kirchenbauten im Südburgenland und Westungarn. Geplant war ein dritter Band, der jedoch nicht mehr veröffentlicht wurde. Durch den Tod Simons konnte der Druck des fast fertigen Manuskripts bis heute leider nicht mehr durchgeführt werden.

Das Interesse am Werk Franz Simons ist nach wie vor sehr groß, daher bemüht sich der Museumsverein seit Jahren um die Rechte für den Nachdruck seiner Bücher und um eine Publikation der Kirchenzeichnungen.



Bildnachweis:

- 1 Heimathaus Oberschützen, Küche –Einrichtung 1999, Foto Museumsverein Oberschützen
- 2 Bauernhaus Oberschützen Nr. 73, Zeichnung Franz Simon
- 3 Bauernhaus Oberschützen Nr. 73, Grundriss, Zeichnung Franz Simon
- 4 Kirche von Hannersdorf, Zeichnung Franz Simon

Der Museumsverein Oberschützen

"Tradition ist nicht die Anbetung der Asche, sondern das Weitertragen des Feuers."

Dieses Zitat von Gustav Mahler hat sich der Museumsverein Oberschützen zum Leitspruch gewählt.

Oberschützen kann auf besonders viel Tradition und eine reiche Geschichte verweisen. Beides wird den Besuchern des südlichen Burgenlandes im **Museum Oberschützen** präsentiert, einem Ort der Begegnung von Menschen unterschiedlicher Kulturen und unterschiedlicher Interessen. Denn unsere Geschichte ist für unsere Zukunft wichtig.

Die Aufgaben des Vereins

- ✓ Die Aufbereitung der "**Sammlung Simon**", ihre Sichtung, Restaurierung, Erhaltung und ihre wirksame Präsentation.
- ✓ Die Würdigung **Gottlieb August Wimmers**, des Gründers der Oberschützer Schulanstalten und bedeutenden evangelischen Pfarrers.
- ✓ Vermittlung von Volkskultur in Zusammenarbeit mit dem **Hianzenverein** und dem **Burgenländischen Volksliedwerk**

Darüber hinaus bietet das „Haus der Volkskultur“, in unmittelbarer Nähe zum Kurort Bad Tatzmannsdorf, schöne Veranstaltungsräume für Vereine und regionale Institutionen.

Nicht zuletzt laden wir Sie ein, die Anliegen unseres Vereins dadurch zu unterstützen, indem Sie **Mitglied** werden. Der Mitgliedsbeitrag beträgt unverändert 5,-€ im Jahr. Als Mitglied werden Sie auch regelmäßig über die laufenden Aktivitäten informiert.

Autorenverzeichnis

Mag. Gerlinde Bauer, Obfrau Museumsverein Oberschützen, Siget in der Wart 95

Em. Univ.Prof. Dr. Gustav Reingrabner, 2424 Zurndorf, Angerried 16

OStR. Prof. Mag. Wolfgang Salzer, AHS-Lehrer am BG/BRG Oberschützen,
7432 Oberschützen Aschauer Straße 21

Edith Schedl, HS-Lehrerin in Wien, 1220 Wien, Biberhaufenweg 100/95